Menschen, die ich erlebte

von

Monika Hunnius

Viertes bis fünftes Tausend



1 9 2 2

Verlegt bei Eugen Salzer in Heilbronn.
Auslieferung für die Schweiz: Helbing & Lichtenhahn in Basel

Copyright 1922 by Eugen Salzer in Heilbronn
Druck der Chr. Belserschen Buchdruckerei in Stuttgart

Anschrift von
Fräulein Monika Hunnius:
Königsfeld in Baden, Sanatorium Luisenruhe

Dem Andenken
meiner lieben Mutter
gewidmet.

1.

Meine Mutter.

Wenn ich an meine Kindheit denke, ist mir's, als hätte immer die Sonne geschienen. Jetzt glaube ich, daß es das Licht war, das aus den strahlenden Augen meiner Mutter leuchtete, voller Liebe und starker Lebensfreude, das mir die Welt und das Leben so sonnendurchstrahlt erscheinen ließ.

Glücklich wir Kinder, die wir eine solche Mutter gehabt, die wie eine helle starke Flamme vor uns her ging, als schönes nie erreichtes Vorbild, die mit Freude und Poesie und einer großen, warmen Liebe unsere Kindheit erfüllte, und uns die Maße und Ziele für unser Leben gab, immer ins Große und Hohe hinauf.

Mein Vater war Prediger in einer kleinen Stadt Estlands. Wie eine strahlende Sonne, aber auch wie ein Frühlingssturm ist meine Mutter in das Haus des einsamen älteren Mannes gekommen, der nach dem Tode seiner ersten Frau ein freudloses ernstes Leben führte. Sie, die Leuchtende, viel Umworbene wählte unter allen gerade diesen Mann.

„Er war der rechte ernste Führer für meine Seele," sagte sie, „meine anderen Bewerber bewunderten mich zu sehr, da hätte meine Seele Schaden genommen!"

Verschiedenere Menschen als meine Eltern konnte es kaum geben. Was sie zueinander geführt — ich kann nur meiner Mutter eigene Worte anführen — „es war Gottes Hand".

Mein Vater hat seine junge stürmische Frau oft wie ein Kind erzogen, bis sie seine ebenbürtige Gefährtin wurde. War es auch am Anfang gewiß nicht immer leicht für beide, eine tiefe, schöne Liebe ging mit ihnen und das Bewußtsein, in ihrer Ehe ein heiliges Geschenk in Händen zu haben, das sie hüten mußten.

Und auf dem Sterbebett habe ich es von den Lippen meiner Mutter gehört: „Von allen Ehen, die mir im Leben begegnet sind, war meine die glücklichste."

Meine Mutter war eine schöne, starke Menschenseele. Alles, was klein, gewöhnlich oder niedrig war, das existierte für sie nicht. Trat es doch einmal an sie heran, so konnte es so seltsam in ihren Augen aufblitzen, voller Schrecken und Zorn.

Sie war nicht groß von Wuchs, wirkte aber groß durch ihre stolze aufrechte Haltung und den sprühenden Herrscherblick ihrer Augen. Keiner konnte sie übersehen, wenn sie unter die Menschen trat. Sie hatte starke, klassisch strenge Züge, prachtvolles dunkles Haar, das sie schlicht an den Schläfen zurückgestrichen trug, im Nacken in zwei mächtigen Zöpfen zum Knoten verschlungen. Das Schönste an ihr aber waren ihre Augen, von unbestimmter Farbe, dunkel wirkend mit strahlendem Blick. „Die Augen eines Genies," sagten die Leute.

Wie konnten diese Augen lachen, wenn auch der Mund strenge Worte sprach, zu irgend einem dummen Streich, den wir ausgeführt hatten, der ihr im Grunde ihres Herzens den größten Spaß bereitete.

„Mutters Augen lachen," sagten wir dann zueinander, „es ist nicht schlimm!"

Dieses Lachen in den Augen, die Lebensfreude in ihrer Stimme, in ihrem klaren Gesicht, in ihren strahlenden Blicken, wer könnte das jemals vergessen, in dessen Leben es geleuchtet!

Köstlich war ihr Sinn für Humor. Sie konnte so besonders lachen, mit so viel Freude, so alles mit sich fortreißend. Stark, großzügig und stolz war sie, dabei aber — das war der tiefste Reiz dieser seltenen Natur, oft von einer weltfremden Kindlichkeit und Naivität, ja Schüchternheit.

Wo sie liebte, war sie voll tiefer Demut und Hingabe, Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit. Sie errötete noch im hohen Alter, wie ein junges Mädchen. Dabei konnte sie so dahinschreiten über die Menschen hinübersehend. Sie überhörte beim starken Rauschen ihres eigenen Lebensstromes manchmal das zartere Klingen in den Menschenseelen neben ihr. Aber sie wollte es nicht, denn ihr Herz war weich und für jeden Klagelaut empfänglich, wenn sie ihn hörte. Sagte man es ihr, dann war sie bekümmert und ratlos erschrocken wie ein Kind.

„Es fehlte ihr an Kleingeld im Verkehr," sagte eine geistreiche Freundin von ihr, „sie hatte nur große Münzen."

Wenn sie sich gab, gab sie sich ganz, was sie tat, tat sie ganz. Eines ihrer Lieblingsworte in der Bibel war das Wort über König Salomo: „Was er tat, tat er mit ganzer Seele, darum war auch Gott mit ihm." Sie war eine Herrschernatur, die sich aber mit tiefer Demut unter ihren Mann stellte, kindlich gehorsam dem Wort der Bibel: „Er soll dein Herr sein!"

Eine geniale Natur, eine Dichter- und Künstlerseele, und sie war stolz darauf, daß sie gut zu flicken und zu kochen verstand. „Wenn man mir sagt, daß ein Gedicht von mir schön sei," sagte sie, „oder daß ich ein Lied schön gesungen habe, so mache ich mir nichts daraus, denn das ist mir angeboren und kein Verdienst. Aber wenn mir ein Mittagessen gut gelungen ist, oder wenn man mich für eine gute Flickarbeit lobt, dann bin ich stolz, denn das habe ich mir erworben ganz gegen meine Natur."

Sie war genialer, geistvoller und schneller als mein Vater; aber das alles stellte sie weit unter seine starke Pflichttreue, seine schlichte Wahrhaftigkeit.

Wunderbar war bei ihr die Verbindung von echter Weiblichkeit und hohem Herrschersinn. Gerade damals begannen die ersten Anfänge der Frauenbewegung, und ein Freund unseres Hauses schrieb ein Werk über die Emanzipation der Frauen und sandte es meiner Mutter zu. In seiner Widmung begrüßte er sie als eine der berufensten Vertreterinnen dieses neuen Frauentypus. Entrüstet wies sie es zurück, und die unumwundene Kritik, die sie dem Philosophen sandte, brachte ihn vollständig aus der Fassung. Sie wollte nichts anderes sein als eine rechte Frau und Mutter. Das war in ihren Augen der schönste Frauenberuf.

Sie hatte es nicht immer leicht in ihrer Ehe, denn mein Vater forderte viel von seiner Frau, je mehr er aber forderte, desto fröhlicher wurde sie. „Ich bin so stolz," sagte sie dann, „daß mein Mann mir so viel zutraut, es gibt mir so viel Kraft!"

Neben der Sorge für ihr Haus, Mann und Kinder hatte sie für eine schier unbegrenzte Gastfreundschaft einzustehen, vor allem aber hatte sie meinem Vater in seiner Gemeinde zu helfen. Sie kannte alle Gemeindeglieder, und ihr Haus, ja ihre Kinder mußten zurückstehen, wenn es sich um ein Gemeindeglied handelte.

Als einmal eine große Schar Kolonisten aus Südrußland durch betrügerische Versprechungen nach Estland gelockt war, lagerten diese armen Obdachlosen in Scheunen vor den Toren der Stadt. Eine schwere, seuchenartige Krankheit war unter ihnen ausgebrochen. Alles floh sie aus Furcht vor Ansteckung, und die Kranken lagen ungepflegt und hungrig auf ihren schlechten Lagern. Meine Eltern fuhren

hin, um für sie zu sorgen, halbe Tage blieb meine Mutter dort, kochte ihnen das Essen, pflegte und besorgte sie, bis sie vollständig zusammenbrach und dann Hilfe kam und sie ablöste.

Sie dachte nie an sich, wenn es galt, Hilfe zu bringen. Bei Tag und bei Nacht war sie bereit, dem, der sie brauchte, mit Rat und Tat beizustehen. Und sie half mit begeisterter Liebe, mit unzerstörbarem Glauben an die Göttlichkeit jeder Menschenseele. Wie viele Existenzen hat sie begründen helfen, wieviele Gescheiterte mit ihrem Glauben und ihrer Liebe wieder ins Leben geführt!

Wo sie war, war das Leben. Sie hatte den genialen Blick für die Menschen, der sie lehrte, die richtigen Persönlichkeiten wählen und sie an die Stelle setzen, wo sie ihre Kräfte verwerten konnten.

In den ersten Jahren ihrer Ehe hatte sie viel zu leiden gehabt. Der Klatsch der kleinen Stadt fiel wie ein Sturmwind über die Ahnungslose her. Solch eine Pastorin hatte man hier noch nie gehabt, die dichtete, für Goethe und Heine schwärmte, in Konzerten sang und wilde Pferde bändigen konnte. Der böse Leumund gab noch allerlei dazu; so erzählte man, habe sie, während mein Vater predigend auf der Kanzel stand, im Kirchenhof ein wildes Pferd eingeritten und mit Pistolen dazu geschossen. Aber nach und nach verstummten diese unsinnigen Gerüchte.

Wer ihre liebevolle Hand, ihr energisches, hilfsbereites Eingreifen in seinem Leben verspürt hatte, liebte sie. Und da sie ihr Hauswesen tadellos führte, das schönste Brot zu backen verstand, gut kochte, vergab man ihr auch ihr Singen, Dichten, Goethe und Heine. Mein Vater neckte sie oft, daß sie immer etwas gründen mußte. Es fehlte ihr dann aber wohl die Konsequenz, diese Gründungen weiter fort-

zuführen. Diesen Mangel sah sie in ihrer Großartigkeit selbst ein, zog sich dann zurück, und ließ andere an ihre Stelle treten. So entstanden eine Armenschule, ein Arbeits- und ein Gesangverein. Alle diese Gründungen trugen Lebenswert in sich, darum gediehen sie.

Sie erzog uns ohne viele Grübelei. Sie war eine sehr aufmerksame Mutter, aber sehr eingehend behandelte sie uns nicht. „Kinder müssen wahr, gehorsam und sauber sein," sagte sie. Zeigten sich Kleinlichkeiten bei uns, so fühlten wir, daß sie das verachtete.

„O pfui, das ist ja kleinlich!", nichts wirkte so beschämend, so strafend wie dieses Wort.

Einzelne ihrer Aussprüche aus meinen frühesten Kinderjahren sind mit mir durch mein ganzes Leben gegangen, z. B.: „Je trauriger man ist, desto liebevoller soll man gegen seine Umgebung sein."

Eine besondere Festlichkeit lag über den Sonntagen in unserem Hause. Schon die Sonnabend-Abende waren voll froher Erwartung. In der Dämmerung, wenn die Glocken den Sonntag einläuteten, sammelte meine Mutter uns alle um sich auf dem Eckdivan im Wohnzimmer. Wir horchten auf das tiefe, feierliche Klingen der Glocken, so nahe wie möglich an unsere Mutter gedrängt, das Kleinste auf ihrem Schoß. Waren die Glockenklänge verhallt, dann sangen wir „Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh" oder „Schönster Herr Jesu". — Es ist mir eine besondere Erinnerung, wie ehrfurchtsvoll sie meinem Vater begegnete, wenn er am Sonntagmorgen in seiner Amtstracht war, und ich sehe sie, wie sie ihm die Bäffchen umband und das goldene Brustkreuz an langer goldner Kette mit fast heiliger Scheu um den Nacken legte. Uns erschien er dann auch wie der direkte Stellvertreter Gottes auf Erden, ehrfurchtgebietend.

Wunderbar poetisch gestaltete sie die Festtage für uns und ihr ganzes Haus: Ostern mit den bunten Eiern, die wir selbst mit Seidenflicken und Spitzen färben durften. Pfingsten mit seinem Birkenduft in allen Zimmern und seinem frischen Kalmus auf den Treppen. Und Weihnachten!

Jedes Fest hatte sein besonderes Gepräge und seine Vorbereitungen. Das ganze Haus duftete nach frischem Brot und Kuchen. Festtagsgeschirr wurde herausgeholt und alte, kunstvoll gemalte Kuchenteller und Körbe, das alte Familiensilber wurde geputzt. Wir Kinder waren immer um unsere Mutter, durften in der Küche helfen und die starke Freude, die von ihr ausging, erfüllte unsere kleinen Herzen zum Zerspringen.

In meinem Großelternhause herrschte eine große Hinneigung zu den Herrnhutern, und von dort her hatte sie viele alte Sitten mitgebracht, die die Festzeiten verschönten. Vor allem gehörte dazu der bunte Adventsstern, unter dessen Strahlen wir jeden Abend in der Adventszeit Weihnachtslieder sangen.

Das Singen spielte eine große Rolle in unserem Leben. Alle unsere Spiele, unsere Feste, unsere Arbeit, unsere Freuden und Leiden wurden durch Gesang erhöht und vertieft. Mein Vater behauptete, meine Mutter habe uns Kindern erst das Singen, und dann das Sprechen beigebracht.

Mutters Flügel war darum ein täglicher Sammelplatz für uns. Da standen wir um sie geschart, die zu unsern zarten zweistimmigen Gesängen mit ihrer schönen dunklen Altstimme die dritte Stimme sang.

Eine wunderschöne Erinnerung ist mir ihr Singen. Abends, wenn ihr Tagewerk getan war und wir in unserem Bettchen lagen, dann saß unsere Mutter am Flügel, und wie eine Glocke klang ihre Stimme durch die Räume.

„Mutters Stimme klingt wie Vaters Glocken", sagten wir dann. Sie sang nur Wertvolles, Schönes, mit besonderer Liebe Schubert und Händel.

Diese Musik drang schon damals tief in mein Herz hinein, wurde mir vertraut und lieb wie ein Stück meines eigenen Lebens.

Unser Wohnzimmer war voller Blumen und Sonne, die Fenster waren mit dichtem Efeu umrankt. In der Ecke stand ein breiter Eckdivan mit grünem Wachstuch überzogen und am Fenster meiner Mutter Nähtisch aus gelben Birkenmasern. Das ist der Platz, an dem ich mich ihrer fast am meisten erinnere. Da saß sie oft, mit ihren schlanken, edlen Händen eifrig stopfend und flickend. In den Vormittagsstunden waren wir immer bei ihr, unsere ersten Näh- und Strickversuche machend.

Ein Vormittag im Frühling ist mir in besonders lebhafter Erinnerung, als unsere Mutter uns mit jubelnder Stimme an ihr Fenster rief, wo Schwalben ein Nest zu bauen anfingen. Mit verhaltenem Atem standen wir an das Fenster gedrängt, unermüdlich ihrer Arbeit zuschauend und bis ins Herz hinein drang uns das Schwalbengezwitscher, wenn sie auf ihrem Nestrand sitzend sangen.

Unsere Mutter erzählte uns dann von fremden Ländern, aus denen die Schwalben kamen, wo es nie Winter wurde und wohin sie wieder zurückkehren mußten, wenn bei uns der Schnee fiel.

„Aber Mutter, wie können sie dann den Weg finden?" fragten wir dann. Und sie erzählte uns von den Engeln, die den Schwalben den Weg nach Hause wiesen, so daß kein Vogel verloren ging ohne Gottes Willen, was wir mit heiligem Schauern hörten.

Meine Mutter war nie über die Grenzen unseres Heimat-

landes gekommen. Aber sie hatte eine Dichterseele, wovon sie redete, das lebte vor unseren Augen, und schlug wie Flammen in unsere kleinen Seelen.

Sie erzählte köstlich, nicht nur von Engeln und fremden Völkern, sie erzählte auch von ihrem Elternhause, das fern in der alten Dünastadt stand, an einer schmalen Straße, mit großem Hof und Garten und einer breiten Steintreppe, die mit blanken Messingkugeln geschmückt war. Sie erzählte, wie es war, wenn der Schnee schmolz und die Düna über ihre Ufer stieg, und Hof und Garten überschwemmte. Sie erzählte vom alten Garten, wie er im weißen Blütenschmuck seiner Obstbäume im Frühling prangte, vom Birnbaum, der zu ihrer Geburt gepflanzt wurde und jetzt mit seinem Blätterdach die ganze Veranda überschattete. Sie erzählte von ihren lustigen Freunden und Freundinnen, von dem frohen und köstlichen Zusammenleben mit ihnen, das endete, als mein Vater kam und sie in sein Pastorat holte.

Dieses Ende machte mich immer ganz mitleidig. Meine Mutter tat mir so leid, daß sie dies alles hatte verlassen müssen. „Mutterchen," sagte ich einmal, „warum hast du eigentlich geheiratet, du hast doch früher ein viel schöneres Leben gehabt?" Mutter lachte ihr besonderes Lachen, so aus tiefster Brust heraus mit strahlenden Augen.

„Ich hatte deinen Vater lieb," sagte sie einfach.

„Lieber als deine Eltern, deine Freundinnen, deinen Garten mit den Blütenbäumen?" fragte ich erstaunt.

„Ja, viel viel lieber!"

„Aber du kanntest ihn ja gar nicht so lange wie die andern?"

„Ja, das kannst du nicht begreifen, dazu bist du zu klein und zu dumm", war ihre Antwort.

In unser sonniges, friedliches Leben brach plötzlich eine

schwere Erkrankung meines Vaters. Dunkel und lastend fielen die Zeiten in die sorglosen Tage unseres Kinderlebens. Meine Mutter pflegte ihn ganz allein, denn keiner fremden Hand hätte sie dieses kostbare Leben anvertraut. Wohl trat zeitweise eine scheinbare Besserung ein, doch war das nur vorübergehend! Unter schweren Leiden ging er im Frühling heim. Meiner Mutter Haar ergraute in der Pflege, und die strahlende Lebensfreude verschwand für lange Zeit aus ihren Augen und aus ihrer Stimme. Noch ein Jahr blieben wir in den alten Räumen unseres Pastorats, dann verließen wir sie und siedelten in die Vaterstadt meiner Mutter, nach Riga, über.

Nun lernten wir das Haus kennen, in dem sie geboren war. Wir sahen den Birnbaum, der zu ihrer Geburt gepflanzt wurde, und der nun fast bis an den Giebel des Hauses reichte. Wir konnten in dem Hof und Garten spielen, in dem meine Mutter als Kind gespielt. Aber die alte Heimat war es für sie nicht mehr. Wohl lebte mein Großvater noch, aber die Stadt war verändert. Sie war auf dem Wege, eine Großstadt zu werden, und die fröhlichen Freunde und Freundinnen waren in die weite Welt zerstreut. Wir bewohnten eine ganz kleine Wohnung von 4 Zimmern, eine Treppe hoch im Hause meines Großvaters, und lebten dort in den denkbar bescheidensten Verhältnissen. So klein ich damals noch war, fühlte ich doch, daß meine Mutter wie ein gefangener Adler war. Und ich weinte mich oft abends in den Schlaf, aus einem dunklen Mitleidempfinden heraus. Sie sang gar nicht mehr, und wenn wir abends in unseren Betten lagen, dann horchten wir manchmal, ob ihre schöne Glockenstimme wieder ertönen würde. Aber alles blieb still.

Das Klagen war nicht ihre Sache; aber was ich früher nie gesehen hatte, ich sah sie oft weinend an ihrer Arbeit. Dann

weinten wir wohl jammervoll mit, mein Schwesterchen und ich. Wir wollten so gerne unsere freudig lebende Mutter wieder haben. Fast unbewußt fühlten wir es, daß nun nicht mehr die Freude unser Leben regierte, sondern die Pflicht. Sie erzog uns im Großen und im Kleinen nur nach dem einen Gesichtspunkt: „Wie hätte es euer Vater gewünscht?"

Aber lange konnte diese starke Persönlichkeit nicht so in der Stille, in diesem engen Kreise Genüge finden.

Und sie griff wieder ins Leben um sie her und half, wo sie Not sah. Es war ein schwerer Scharlach bei meinen Verwandten ausgebrochen. Mein Großvater, der Arzt war, kam von ihnen heim. „Es wird schlimm," sagte er, „vier Kinder liegen schon und sie können nicht allein mit der Pflege fertig werden. Wer von euch hilft?" Meine Tanten, die bei ihm im Hause lebten, weigerten sich. „Ich habe kleine Kinder", sagte die eine. Da stand meine Mutter auf. „Ich übernehme die Nachtwache." Und dabei brach wieder etwas von ihrer alten strahlenden Lebenskraft aus ihren Blicken. Im freudigen Glauben, daß Gott ihre Kinder bewahren würde, ging sie zur Pflege Nacht für Nacht. Und keines von uns erkrankte. Tagsüber versorgte sie ihren kleinen Haushalt, aber in der Nacht ließ sie uns allein, und lehrte uns, daß Opfer bringen nur etwas Schönes sei, wenn man sie freudig brächte. Und wir wagten nicht zu weinen, wenn wir abends allein blieben. Ich hörte später, daß mancher in dieser Zeit um sie geworben. Es wurden ihr glänzende Lebensmöglichkeiten geboten, aber sie wies sie alle ab. Sie wählte ihre Armut und ihre Einsamkeit, sie konnte nicht anders.

Ich glaube, daß sie schwer unter unserer Armut litt, beim Helfen und Fördern im Geben und in der Gastfreundschaft waren ihr die Flügel gebunden. Aber trotzdem machte sie

es auch in unseren winzigen Räumen möglich, Menschen bei sich aufzunehmen. Immer wieder war jemand da, dem irgendwo ein fliegendes Lager aufgeschlagen wurde und mit dem wir dankbar unser bescheidenes Leben teilten. Doch so bescheiden unser Leben auch war, in die besten Schulen kamen wir, und zu Weihnachten oder zu unseren Geburtstagen lag immer ein gutes Buch auf unserem Tisch. Auch ein schönes Konzert hörten wir dazwischen, wenn auch auf den billigsten Galerieplätzen.

Fast puritanisch einfach kleidete sie sich und uns. Aber wenn sie in ihrem gefärbten Seidenkleide zu irgend einem Feste ging, einen schwarzen Schleier über dem weißen, dichten Haar, der an der Seite mit einer weißen Rose geschmückt war, so sah sie aus wie eine Königin, und wir sagten zueinander: „Mutter wird doch die Schönste auf dem Feste sein!"

Meine Schwester, die ausgesprochenen Schönheitssinn besaß, bäumte sich manchmal gegen dieses Puritanertum auf, und sprach den Wunsch nach einem hübschen Kleide aus. Da aber war meine Mutter erstaunt und entrüstet.

„Dein Kleid ist heil und rein, mehr brauchst du nicht," sagte sie dann. „Was man an unnützen Kleidern spart, dafür kauft man sich lieber ein gutes Buch, besucht ein schönes Konzert oder gibt das Geld den Armen.

Die Jahre gingen. Wenn auch der Schmerz in meiner Mutter Herz still wurde und die freudige Lebenskraft wieder in ihrem Leben die Oberhand gewann, so war sie doch verändert, seit die ruhige starke Hand ihres Mannes sie nicht mehr führte. Das Herrschertum trat mehr an die Oberfläche ihres Wesens, sie vertrug keinen Widerspruch und wurde oft sehr heftig. In ihrer großzügigen, wahrhaften Art aber sagte sie dann manchmal: „Ach, Kinder, ich nehme so überhand, weil ich niemand habe, der mich niederhält!"

Unser Leben war schön und reich, trotz unserer Armut, denn es war aufs Geistige gerichtet, und in unsern Herzen sprangen viele Quellen der Freude. Die großartige Anspruchslosigkeit meiner Mutter, die sich in alles Äußere finden konnte, wenn sie nur ihre eigene geistige Atmosphäre hatte, war uns ein leuchtendes Beispiel.

Mein Bruder war unterdes auf die Universität gegangen, meine Schwester und ich erwachsen. Sie ließ uns viel Freiheit.

„Ich habe meine Töchter so erzogen, daß ich ihnen vertrauen kann," sagte sie, „es wäre ein schlimmes Zeichen für meine Erziehung, wenn ich mich nicht auf sie verlassen könnte."

Namentlich unser Verkehr mit dem andern Geschlecht war fast amerikanisch frei. In den Ferien, die wir nie in der Stadt verbrachten, zogen wir oft auf halbe Tage mit Vesperbrot und Büchern mit unseren Vettern und Freunden in die Wälder, mit ihnen lesend, diskutirend und ihre Interessen teilend. Nie ist etwas geschehen, das unsere Mutter bedauern ließ, uns diese Freiheit gestattet zu haben.

„Nichts kommt dem Einfluß gleich," sagte sie, „den der Verkehr von jungen Männern und jungen Mädchen aufeinander ausübt. Ihr könnt sie lehren, die Frauen ehren, und durch männliche Interessen werdet ihr davor bewahrt, Frauenzimmer zu werden, denn ihr sollt Menschen sein." Von der Liebe sprach sie nur mit heiliger Ehrfurcht: „Zersplittert euch nicht mit Liebeleien, dem sogenannten „Verlieben". Man verausgabt sich im Kleinen und Wertlosen, und wenn Gott einem dann die große wirkliche Lebensliebe schickt, hat man keine Kraft mehr für sie übrig."

Die Ehe zeigte sie uns im höchsten Lichte, als Gottgewollte, Vollendung zweier Menschenleben.

Vielleicht war nicht alles, was sie uns lehrte, praktisch für die Erde. Aber sie lebte es uns alles vor, und ich möchte es nicht anders gehabt haben, denn sie lehrte uns, unser Leben im höheren Lichte leben.

Sie nahm uns geistig fast als vollwertig an, sie diskutirte mit uns über künstlerische und geistige Fragen, wie mit ihresgleichen. War sie auch mit ihrer starken Persönlichkeit oft gewalttätig, entrüstete sie sich darüber, daß wir lieber Heine und Eichendorf als Goethe lasen, so nahm sie uns doch immer für ebenbürtig, und ließ uns unsere Meinung frei aussprechen.

Es war ein angeregtes, geselliges Leben in unserem Hause, bei bescheidenster Bewirtung. Namentlich in den Weihnachts- und Osterferien ging es hoch her bei uns, wenn die Studenten von der Universität kamen. Es wurde gedichtet, gelesen und musiziert. Wir hatten ein Hausquartett, und oft klang es und sang es bei uns, bis tief in die Nacht hinein, und Witz und Geist sprühten Funken. „Den bürgerlichen Hof von Ferrara" nannten Freunde im Scherz unser Haus.

Unsere Mutter teilte nicht nur unsere geistigen und künstlerischen Interessen, sondern auch unsern übermütigen Verkehr mit Vettern und Freunden, und war immer bereit, uns bei unseren Streichen zu helfen. Leider verriet sie uns oft durch das strahlende Lachen ihrer Augen, das sie nie verbergen konnte.

Da ich allmählich durch meine Arbeit — ich hatte mich zur Gesangslehrerin ausbilden lassen — ihr Leben sorgenfrei gestalten konnte, fand sie Zeit und Muße, ihre Kräfte in den Dienst der Armen zu stellen. Die Stadtverwaltung hatte schon oft um sie geworben, um ihre Arbeitskraft für soziale Zwecke zu benutzen. Und sie stellte allmählich ihre ganze Kraft und Zeit in den Dienst der Stadtarmen, denn für die

notleidende Menschheit trug sie eine brennende Liebe im Herzen. Sie richtete Waisen- und Armenhäuser ein und brachte deren Betrieb in Gang. Allmählich aber konzentrierte sich ihre ganze Kraft und Zeit auf zwei Tätigkeiten in der sozialen Arbeit: auf Führung einer Schule für arme Judenmädchen, und auf die Pflege der städtischen Findelkinder. Die Judenschule richtete sie zuerst auf Bitten der Judenmission ein, die sich bald aus Mangel an Mitteln zurückziehen mußte. Aber meine Mutter konnte sich nicht entschließen, die segensreiche Arbeit an diesen Ärmsten der Armen aufzugeben.

Mit dem ganzen freudigen Mut und Glauben ihrer Natur führte sie die Schule weiter auf eigene Verantwortung. Treuste Anhänglichkeit dieser Kinder, die sie nur „unsere Pastorin" nannten, lohnte ihre Mühe. Weit übers Grab hinaus habe ich noch ernten dürfen, was sie da gesät.

In ihrer Anschauung über die Pflege der Findelkinder ging sie ganz ihre eigenen Wege. Sie war gegen die Errichtung eines Findelhauses, darum kämpfte sie mit der Stadtverwaltung, und nach monatelangem hartem Kampf siegte sie. Sie war der Überzeugung, daß die Massenbehandlung in Findelhäusern der Tod vieler Säuglinge wäre.

„So kleine Kinder müssen Mutterliebe haben," sagte sie.

Und sie erließ einen Aufruf an die Frauen einfacherer Stände, Stadtkinder in Pension zu nehmen. Als Pensionspreis wurde eine verhältnismäßig sehr kleine Summe festgesetzt, damit immer ein Stück Idealismus bei der Aufnahme der Kinder mitspräche, und sie nicht aus gar zu selbstsüchtigen Gründen in Pension genommen würden.

Ein Kreis von Damen wurde gebildet, der die Pflegemütter unter Kontrolle nahm und der unter meiner Mutter direkter Leitung stand. Sie verstand großartig, mit den

einfachen Frauen umzugehen, ja sie sprach sogar falsches Deutsch, um ihnen näher zu kommen. Sie versammelte sie öfter um sich, schrieb populäre kleine Aufsätze über Krankenpflege und Kindererziehung, die sie ihnen vorlas. Bei Tage und zu meiner Verzweiflung sogar bei Nacht war sie bereit, für ein Findelkind da zu sein, und sie konnte bitterlich weinen, wenn eins von den Kleinen gestorben war.

Immer hatte sie etwas zu erzählen, wenn sie von ihren „Findlingsfahrten" heimkam. Einmal hatte sie einen wilden Kampf mit einer Pflegemutter bestanden, die mit geschwungenem Beil auf sie zugesprungen war. Sie war stark und kannte keine Furcht. Sie hatte mit der Rasenden gekämpft und ihr das Beil entwunden, das sie tief unter einen Schrank schleuderte, wo die Frau es nicht mehr erreichen konnte. Ein andermal war sie in einen schweren Prozeß verwickelt worden, den sie verlor, weil mehrere falsche Zeugen aufgetreten waren, die einen Meineid geschworen hatten. Sie war verzweifelt, nicht um den verlorenen Prozeß, sie trauerte nur tief um die, die „für einen Rubel und einen Schnaps" ihre Seelen verdarben.

Bösartige Findelkinder, mit denen die Pflegeeltern nicht zurechtkommen konnten, züchtigte sie mit eigener Hand in unserer Wohnung, und das Geschrei der Gestraften erfüllte manchmal unsere Räume. Von „Frau Pastorins" Hand gezüchtigt zu werden, galt aber in den Augen der Pflegeeltern als größte Ehre. Meine Mutter hatte eine schier unverwüstliche Körperkraft. Wenn sie von ihren Armenfahrten, die sie in die fernsten Bezirke der Stadt führten und die oft bei schlechtestem Wetter gemacht werden mußten, zurückkehrte, so genügte eine Stunde Ruhe und die Lektüre von Goethe vollkommen, um sie wieder frisch und arbeitsfroh zu machen.

„Goethe ist meine Kraftquelle," sagte sie dann.

Staunend stehe ich jetzt in Erinnerung vor der Kraft der Liebe in dieser Seele, die mir damals so selbstverständlich erschien.

Es traten merkwürdige Lebensschicksale an sie heran. So stand an einem Weihnachtsabend eine eigentümliche Persönlichkeit vor unserer Tür und bat um Hilfe. Es war ein gebildeter Mann aus unseren Kreisen, der zerlumpt und verkommen vor ihr stand. Er erzählte seine ganze traurige Lebensgeschichte. Es war ein, durch eigene Schuld, tragisch gewordenes Leben, das reich und schön begonnen hatte und nun so ausging. Er war leichtsinnig gewesen und hatte sich zuletzt eine betrügerische Handlung zuschulden kommen lassen, hatte seine Ehre verloren und war Vagabund geworden.

„Ich will mich ändern," sagte er, „aber keiner vertraut mir mehr." Da sprang etwas in der Seele meiner Mutter auf. Sie faßte seine Hand und sagte mit der ganzen freudigen Liebe, die ihr Wesen kennzeichnete: „Ich will Ihnen glauben, ich will Ihnen vertrauen, Sie sollen nicht zugrunde gehen!"

Sie führte den Mann, dem es wie einem Träumenden war, ins Weihnachtszimmer. Sie nahm den Zerlumpten, Verkommenen an den Mittagstisch, der eben bereit stand, nach dem Wort der Bibel: „Die im Elend sind, führe in dein Haus!"

Ich sehe noch den Mann mit dem Verbrechergesicht, dem seine Sünden und Schanden auf der Stirn geschrieben standen, unter uns sitzen, stumm mit staunenden Augen. Meine Mutter nahm ihn bald ganz ins Haus, er wurde wie ein Glied der Familie gehalten. Die Aufregung unter unseren Freunden und Bekannten war groß.

„Habt Ihr auch Eure silbernen Löffel gezählt?" fragte der

eine. „Nun, Ihr werdet noch was erleben," sagte der andere, „der zündet Euch wohl das Haus überm Kopf an."

„Wenn Petrus Ihre Mutter nicht ins Himmelreich lassen will," sagte mir ein Freund, „dann soll sie ihn nur an diesen Mann erinnern und was sie an ihm getan, Petrus tut die Himmelstore weit auf, für diese Tat allein." Es war eine schöne Zeit für uns alle. Wir fühlten, wie diese verlorene Seele sich wieder langsam in ein reines Leben zurücktastete. Von allen Seiten kamen Gaben für ihn ins Haus, alles was er brauchte, sogar eine größere Geldsumme, war bald zusammen. Doch war es unmöglich, ihm in unserer Heimat eine Arbeitsmöglichkeit zu verschaffen. Sein Ruf war zu schlimm, keiner wollte es mit ihm versuchen. Da setzte meine Mutter sich mit einem Vetter in Südrußland in Verbindung, der den Mut hatte, sich seiner anzunehmen.

Der Tag der Abreise kam heran. Mit einem Koffer voll guter Sachen, mit dem Reisegeld und einer kleinen Summe für den Anfang versehen, sollte er reisen. Er stand vor meiner Mutter, um Abschied zu nehmen. Plötzlich, wie vom Blitz getroffen, sank er in die Knie vor ihr, und verbarg laut schluchzend sein Gesicht in den Händen.

„Lassen Sie mich nicht fort von Ihnen!" schrie er in Todesangst, „ich kann nur gut sein in Ihrer Nähe. Ich werde schlecht werden. Sie werden sehen, ich bin zu schwach ohne Sie."

Das Strahlende, das ich so an meiner Mutter liebte, lag über ihr, als sie ihn aufhob und ihren festen Glauben an Gottes Hilfe auch für seine schwache und verdorbene Seele aussprach.

Er hatte sich recht erkannt, er konnte sich nicht halten. Zuerst ging es eine Weile gut mit ihm, dann sank er wieder von Stufe zu Stufe, aber er versank nicht.

Immer wieder riß er sich empor, immer wieder tauchte er aus dem Schlamm seiner Sünden auf und endete als Mann in geachteter Stellung. Auf seinem Sterbebett hat er es bekannt, er habe sich nie von der Erinnerung an meine Mutter lösen können. Ihr starker Glaube an das Gute in seiner Seele hat ihm in den Dunkelheiten seiner Sünden keine Ruhe gelassen.

Ein überwältigend schönes Erlebnis trat in meiner Mutter Leben, eine Reise nach Rom, die ihr römische Freunde schenkten. Da gehörte sie hin, und wie eine Träumende war sie zuerst durch die Herrlichkeiten dieser Welt gegangen. Dann war es, als wenn ihre Seele zu ungeahnter Kraft erwachte, ihre Flügel ausbreitete und flog wie nie in ihrem Leben! Sie war nicht mehr auf dieser Erde. So berichteten ihre Freunde, als ich nach Jahren selbst nach Rom kam.

Denn Malerei und Bildhauerkunst waren ihr vollständig fremd. Sie stand in dieser neuen Welt fast überwältigt da. Als sie den ersten Michelangelo sah, schlug es wie Flammen in ihre Seele.

„Wer ist das?" fragte sie, „den muß ich lieben." Das jüngste Gericht und der Moses blieben ihr das Größte, was sie je in ihrem Leben geschaut. Sie riß in diesen Wochen ihre ganze Umgebung mit sich fort. Aber als sie heimkam, brach sie zusammen an einer schweren Nervenerschütterung. Wochenlang lag sie im verdunkelten Zimmer. Sie durfte niemand sehen, bis sie sich wieder erholte.

„Kinder, ich schäme mich," sagte sie dann, „daß ich mich so von der Schönheit der Erde und des Menschengeistes überwältigen ließ."

Plötzlich fing sie an zu kränkeln. Eine schwere Nervenerkrankung meines einzigen Bruders, hatte sie zerbrochen. Sie klagte oft über Müdigkeit, und daß sie nicht mehr könne.

Aber in der Grausamkeit der Jugend achteten wir nicht darauf, denn wir waren immer gewohnt, unsere Mutter stark zu sehen. Auch die Ansprüche von außen hörten nicht auf, denn sie war Ratgeberin und Helferin in allen Nöten bei Freunden und Bekannten. „Eure Mutter wird es schon machen," hieß es immer. Und — sie machte es. Allmählich aber stellte sich ein schweres Nervenleiden in einem Arm ein, periodisch kamen furchtbare Schmerzen, die sie die Nächte ruhlos im Haus umhertrieben, denn sie verstand nicht zu leiden. Dazwischen schien alles wieder gut, und sie war die Alte. Kuren, die sie gebraucht hatte, halfen vorübergehend. Aber irgend etwas war doch zerbrochen in dieser starken Seele. Sie klagte und weinte viel, und manches schien ihr unüberwindlich, worüber sie früher gelacht hatte. Sie wollte gerne alle ihre Ämter niederlegen, aber die Stadtverwaltung erklärte, sie wäre unersetzlich. Sie hatte es eben nie verstanden, sich eine Nachfolgerin zu erziehen. So schleppte sie die Arbeit noch eine Weile hin, aber die furchtbaren Schmerzen, die sich bald in beiden Armen einstellten, machten allem ein Ende. Unter höchsten Auszeichnungen und Ehrungen erhielt sie ihren Abschied. Sie hatte nie einen Pfennig für ihre Arbeit beansprucht. Ein Gespräch, das ich mit unserem Hausarzt hatte, riß mir plötzlich die Binde von den Augen, und ich wurde sehend. Er erklärte mir in kurzen Worten, daß ein unheilbares Leiden sich bei meiner Mutter vorbereite.

„Sie hat sich verbraucht," sagte er, „aus diesem einen Leben hätte man drei machen können." Völlige Lähmung mit endlosen Qualen stünden ihr bevor, und enden würde sie in geistiger Umnachtung. So lautete die Diagnose, die sich zum Teil wenigstens, später als falsch erwies. Meine Mutter behielt ihren klaren lebensvollen Geist bis zur letzten

Stunde. Mich aber traf das Urteil des Arztes damals faſt zum Tode.

Als ich nach ſtundenlangem Umherirren im Dunkel heimkam, fiel meiner Mutter mein verſtörtes Ausſehen auf. Und ſie rang mir Wort für Wort den Ausſpruch des Arztes ab. Nur das letzte, das Fürchterlichſte, ſagte ich ihr nicht.

„Sieh mir in die Augen," ſagte ſie ernſt, „und ſag mir die Wahrheit. Werde ich geiſtig zugrunde gehen?" Und ich ſah ihr in die Augen und ſagte „Nein!"

Da wurde ſie ganz ruhig.

„Das andere will ich alles leiden," ſagte ſie.

Zeiten voll unermeßlicher Leiden kamen, von denen man nicht reden kann. Genug, daß ſie gelitten werden mußten. Stück für Stück wurde ihr ſtarker Wille zerbrochen. — Ihre Selbſtändigkeit wurde ihr genommen, ſie wollte ſich nicht ergeben. Sie kämpfte um alles und ergab ſich nur Schritt für Schritt. Bald verſagten auch ihre Füße den Dienſt und ſie wurde völlig gelähmt. So lag ſie da, unfähig, ein Glied zu rühren, unfähig, ihre Tränen zu trocknen, ganz abhängig, hilflos, wie ein kleines Kind. Aber für uns blieb ſie, was ſie uns immer geweſen, der geiſtige Mittelpunkt unſeres Hauſes, um den ſich unſer ganzes Leben ſchloß. Und von ihrem Krankenlager ſtrahlte ein ſtarkes, geiſtiges Leben, das das ganze Haus nach wie vor erfüllte.

Aber es kamen auch Zeiten voller Dunkelheit, ſo voller Verzweiflung und Auflehnen gegen ihr furchtbares Los, daß kein Lichtſtrahl ſie erhellen konnte. Ihr Wille war ſtark, und ſie kämpfte bis aufs Blut, bis ſie ſich endlich in ihr Leiden ergab.

Nie vergeſſe ich einen Morgen, als ich nach qualvoller Nacht mich über ſie beugte und ſie ihre wunderbaren Augen zu mir aufſchlug und ſagte: „Nun will ich nur noch, was Gott will."

Ihr Leiden machte sie namenlos einsam. Es war so groß, daß es uns oft wie ein Abgrund von ihr trennte, über den wir mit all unserer Liebe nicht hinüberkonnten.

Ich habe oft bei ihr denken müssen: „Wer es mit seinem Christentum ernst nimmt, den nimmt Gott auch ernst." Hatte sie sich auch ihr Leben lang an Gott gehalten, jetzt erst lernte sie das Schwerste, ihm ganz gehorsam sein, nichts wollen, als was Gott wollte. Und sie wurde demütig und still, bescheiden wie ein Kind.

Niemals erschien sie mir aber so groß und so stark wie da, wo sie klein und zerbrochen war. Aber es gab auch Stunden der Fröhlichkeit um sie, sie liebte es, daß man heiter um sie war. Manchmal sagte sie mir, „wenn ich nur dein Lachen um mich höre, ist mir mein Leiden leichter zu tragen. Erzähl' mir doch was Fröhliches, dann vergesse ich meine Schmerzen!" Freunde, die uns besuchten, sprachen es aus, sie wären froh aus unserem Hause voll Leiden gegangen.

Ihr Sinn für Humor verließ sie nie ganz.

An meiner künstlerischen Arbeit, an meinen Gesangsstunden nahm sie lebhaften Anteil. Abends ließ sie oft die Tür ihres Krankenzimmers weit aufstehen und hörte auf mein Singen.

Jahre voll Qualen, voll Mit-ihr-leiden, voll hoher Freuden und tiefer Erkenntnisse, wer kann über sie reden!

Ein Leben reicht nicht aus zu erschöpfen, was sie einem gebracht haben!

Als nun endlich die Stunde gekommen war, da dies starke Herz stille stand, war mir's zuerst, als ob auch mein Herz still stünde, weil seine Aufgabe erfüllt war.

Es dauerte lange, bis ich begriff, daß nun erst recht die Aufgabe begann: ein Leben zu leben, wie unsere große Mutter es uns durch ihr Leben, Leiden und Sterben gelehrt.

Es war ein strahlender Sonntagmorgen, draußen eisige Winterkälte, funkelnder Schnee, als sie nicht mehr erwachte. In wunderbarer Schönheit lag sie da, mit dem Gesicht voll Frieden und unsäglicher Trauer. Und ich saß bei ihr, Stunde um Stunde, Tag und Nacht. Und ich sah in ihr schönes totes Gesicht, das mir durch mein ganzes Leben geleuchtet. Und dieses Leben zog an mir vorüber, Jahr für Jahr, von meinen frühesten Kindertagen an, und ich wußte, daß mein ganzes weiteres Leben bis zu meiner Todesstunde ein Dank sein mußte für das, was ich durch sie gehabt.

Es war ein großes Ehrengeleit, das ihrem Sarge folgte. Dicht hinterher ging ein merkwürdiges Gefolge. Es waren arme Judenfrauen und -mädchen und -Kinder, all die früheren Schüler der Judenschule. Sie wollten ihrer „Frau Pastorin" die letzte Ehre erweisen. Und mit ihnen zogen viele arme Verlassene, Menschen, deren Existenz sie geschaffen. So groß war die Beteiligung, als wäre sie nicht schon sechs Jahre aus dem öffentlichen Leben geschieden. So stark hatte sie gelebt von ihrem Krankenbette aus.

Der Text ihrer Grabrede war: „Fürchte dich nicht, ich habe dich erlöst, ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein!"

Lange dauerte es, bis ich mein Leben leben lernte ohne sie. Auf ihrem Sterbebette hinterließ sie mir ein Wort, das sie durch ihr ganzes Leben geleitet hatte: „Hilf, wo du kannst," sagte sie, „dann wird dein Leben reich gesegnet sein, wie das meine."

2.

Der alte Doktor.

Sie kannten ihn alle, den alten Doktor, der, so lange man sich erinnern konnte, in einer Vorstadt Rigas lebte.

Jeden Morgen Schlag 9 Uhr trat er aus der Haustür. Man konnte die Uhr nach ihm stellen. Er stand auf der breiten Plattform seiner Steintreppe und schaute nach der Windrichtung aus. Dann nahm er seinen Stock mit der silbernen Krücke in die Hand, stieg von der steinernen Treppe die Straße hinab und ging seinen Weg zum Seemanns-hospital.

Er war klein und mager, ging ein wenig gebückt, auf seinen Stock gestützt. Sein Gesicht war faltig und bartlos, eine große Adlernase bog sich über den feinen Mund, das Kinn war energisch ausgearbeitet und über allem leuchteten ein Paar Feueraugen unter buschigen Brauen.

Das war unser Großvater.

Er lebte in seinem altmodischen Hause ein friedliches, stilles Gelehrtenleben. Nirgends hätte er auch so hinein-gepaßt wie in dieses Haus mit seinem großen Hof und Garten. Es hatte ein ganz besonderes Gepräge; zwei-stöckig mit gebrochenem holländischem Dach und einer großen Freitreppe, lag es gar stattlich in einer engen Straße, und überragte alle niedrigen Nachbarhäuser. An die Rückseite des Hauses schloß sich ein großer Garten voller Bäume,

und ein Hof mit altmodischem Brunnen, einem Hühnerhaus, einer Herberge mit Zimmern, die kein Mensch bewohnte, und einer Wagenremise, in der nie ein Wagen stand.

Es war eine Welt für sich, voller Frieden, den man sofort spürte, wenn man nur über die Schwelle trat.

Wie sehe ich alles so deutlich vor mir: den großen Saal mit der weißen Holzdiele, über der weiße Leinenläufer lagen, mit den drei großen Fenstern, die in den Garten gingen, mit den schneeweißen Gardinen und den schweren alten Mahagonimöbeln, die mit schwarzem Wachstuch überzogen waren. Und alles war voller Blumen, Sonne, Licht und Frieden.

Er war ein großes Kind, unser alter Großvater, weltfremd, naiv und sonnig. Er glaubte an die Menschen mit unzerstörbarem Kinderglauben. Begegnete er einmal einem schlechten Menschen, so sagte er ganz erstaunt:

„Kinder, was war das für ein merkwürdiger Mensch! Aber es ist eine Ausnahme, die Menschen sind gut!"

Er wurde viel mißbraucht, merkte es aber selten und weil er an das Gute in den Menschenseelen glaubte und ihnen so fröhlich vertraute, begegnete man ihm auch meist, wie man Kindern begegnet, die man nicht kränken kann. Dabei war er sehr gelehrt, Präses der ärztlichen Gesellschaft, Autorität als Kinderarzt und als Schriftsteller in Fachblättern, sogar im Ausland, bekannt. Sein Wissen auf allen Gebieten war erstaunlich. Schon als Student hatte er den Spitznamen „der kurze Inbegriff alles menschlichen Wissens". Für uns war er das lebende Konversationslexikon.

„Man muß nur Großvater fragen," hieß es. Er wußte immer eine belehrende und erklärende Antwort.

Hinreißend war sein Sinn für Humor, wenn er auch selber gar nicht produktiv war. Aber er konnte lachen,

wie ich kaum jemals jemand lachen geſehen habe, wobei er ſeine Knie bis ans Kinn hochzog und ſich bog und ſchüttelte. Oft ging ihm die Luft dabei vollſtändig aus, kam er zu Atem, dann ſagte er ganz beglückt:

„Iſt es nicht ein Segen, daß man ſo lachen kann?"

Von Geld und Geldeswert hatte er keinen Begriff. Wenn ſeine Tochter, die ihm den Haushalt führte, ihn um Geld bat, ſagte er ſorglos: „Sieh nach in meiner Schreibtiſchſchublade, vielleicht iſt noch etwas darin!" Er ſchrieb ſeine Einnahmen und Ausgaben nie an.

„Wozu ſollte das wohl ſein?" ſagte er, „dadurch wird doch kein Kopeken mehr in meine Taſche kommen!" Seine Einnahmen wurden einfach in ſeine Schreibtiſchſchublade gelegt und — es war immer etwas darin!

Die Ärzte der Stadt, die ihn ſehr liebten und verehrten, wollten ihn durchaus überreden, in die Stadt zu ziehen, weil ſeine Praxis ihm dort ganz andere Einnahmen ſichern würde, als in der weltfernen, abſeits gelegenen Vorſtadt. Er begriff in ſeiner Kindlichkeit gar nicht, was ſie wollten.

„Ich verdiene doch, was ich brauche, was wollen ſie eigentlich noch haben!" Drängte man ihn, ſo wurde er verdrießlich, zog die Naſe kraus — das ſichere Zeichen ſeines Unwillens — zog ſich in ſein Studierzimmer zurück, zündete ſeine lange Pfeife an, nahm irgend ein gelehrtes Werk vor, hüllte ſich in dichte Rauchwolken, und war für uns alle unerreichbar.

Er widerſprach nie und zankte nie, ging aber in ſeiner friedlichen Art unverrückt ſeinen Weg. Nie konnte er ſich entſchließen, von ſeinen Patienten ein Honorar zu verlangen. Was ſie ihm zahlten, damit war er zufrieden, und waren es auch die kleinſten Summen. So behandelte er eine gut geſtellte Familie über 30 Jahre, ohne je ein anderes Honorar

empfangen zu haben, als zum Weihnachtsfest einen großen Kuchen.

„Ja," sagte er friedlich, „meiner Tochter kann ich keinen neuen Paletot kaufen, und die Töchter dieses Hauses tragen Samtmäntel. Aber sie haben es ja vor Gott zu verantworten, nicht ich."

Seine Kollegen versuchten es, ihn manchmal in wirtschaftlicher Beziehung zu bevormunden. Erhielt er durch ihre Vermittlung ein größeres Honorar für eine Konsultation, konnte er ganz aufgeregt werden:

„Was für noble Menschen gibt es doch," sagte er beglückt. „Meine Ärzte" nannte er die Kollegen seines Ärztevereins und meinte, in der ganzen Welt gäbe es nicht solche noblen Ärzte.

Die „böse Welt" da draußen war für ihn und uns alle nur ein Begriff; man wußte wohl, daß sie da irgendwo war, man hörte und las davon, aber man realisierte sie nicht.

Ich habe meine Großmutter nicht mehr gekannt. Sie war einstmals eine schöne stolze Frau gewesen, reich und künstlerisch begabt. Sie zerbrach durch die geistige Erkrankung ihres Lieblingssohnes und lebte — ein Schatten ihrer selbst — 22 Jahre in tiefer Schwermut in ihrem Hause.

In eine kleine Wohnung in meines Großvaters Haus war meine Mutter als Witwe mit uns 3 Kindern gezogen. Großvater hatte auch seine älteste Tochter zu sich ins Haus genommen, als sie Witwe wurde, sie wohnte bei ihm mit ihren 5 Kindern, für die er alle sorgte. Seine jüngste Tochter, unsere Tante Fritzchen, führte ihm den Haushalt. Sie war unverheiratet, ein Original, würdig von einem Wilhelm Raabe geschildert zu werden.

Ein fröhliches frisches Christentum, ohne Grübelei und voller Ehrfurcht, herrschte in Großvaters Hause. Wir dachten

immer, „zweifeln" wäre etwas Furchtbares, und von Gott direkt verboten. Das gehörte auch in die böse Welt, von der man nichts wußte. Morgen- und Abendandachten, Tischgebete und Bibelkränzchen, all das hielt er fest und erfüllte es mit seinem eigensten fröhlichen Leben. Er hielt sich auch zur Brüdergemeine, ohne ganz ihr Mitglied zu sein, das gab dem Haus ein besonderes Gepräge. Was an dieser Richtung streng war, löste er mit seinem heiteren kindlichen Wesen. Außer dem wissenschaftlichen und religiösen Interesse, standen Musik und Poesie im Zentrum seines Lebens. Alles dichtete, spielte, geigte, sang im Hause; wir hatten ein Gesangsquartett und einen mehrstimmigen Chor. Ein schönes Konzert, was zwischendurch besucht wurde, strahlte lange in unser Alltagsleben hinein.

Wir Kinder liebten nicht sehr, mit Großvater ins Konzert zu gehen. Wir sagten immer: „Großvater beträgt sich so auffallend." Er vergaß ganz, wo er war und gab sich nur dem Freudenrausch hin; wurde es zu schön, dann stand er auf, schlug mit seinem Kopf und den Händen den Takt und brummte die Melodie mit. Einmal geschah es, daß er sich in einem Kirchenkonzert hinreißen ließ, ganz laut und vernehmlich von einer Sängerin zu sagen: „Die singt wie der Deuwel." Alles sah sich nach ihm um und lachte. Da schämte ich mich als zartfühlender Backfisch sehr, und hätte ihn am liebsten verleugnet.

Jeden Sonntag waren sämtliche verheiratete Kinder und Kindeskinder bei Großvater zu Gast. Im Frühling und Sommer wurde die große Tafel für uns alle, unter den Bäumen des Gartens gedeckt. Wir spielten im großen Hof fröhliche Spiele, an denen sich Großvater mit Begeisterung beteiligte. Keiner schrie und lachte so laut wie er beim „Räuber- und Wandererspiel" oder beim „Butterloch", keiner

war so voller Listen beim Versteckspiel wie er. Er war ein liebevoller Großvater, wenn er auch nicht sehr persönlich mit uns war.

Zweimal erinnere ich mich, daß er mich angeschrien hat. Das eine Mal sprach ich den Verdacht aus, eine Waschfrau habe einen silbernen Löffel entwendet. Der sanfte kleine Mann wurde zornig, wie ich ihn noch nie gesehen hatte.

„Laß dich lieber zehnmal im Leben betrügen, als daß du einmal einem Unschuldigen unrecht tust, merk dir das fürs Leben!"

Und ich merkte es mir.

Das andere Mal handelte es sich um seine heißgeliebte alte Standuhr, die nie eine andere Hand aufziehen durfte als die seine. Ich hatte mit meiner Cousine, die ein kecker Backfisch war wie ich, den ruchlosen Plan gefaßt, den Zeiger der Uhr einmal geschwind herumzudrehen. Wir hatten nicht überlegt, daß sie alle Viertelstunden schlug. Er hörte das unerwartete Schlagen in seinem Studierzimmer und stand im selben Moment mit der langen Pfeife in der Hand in der Tür.

„Was machst du da?" Ich war zur Ausführung meiner Schandtat auf einen Stuhl gestiegen, er übersah im Augenblick die Situation. Ein kräftiges Schimpfwort, wie ich es nie von diesen feinen Gelehrtenlippen vernommen, flog mir an den Kopf. Ich erschrack derart, daß ich vom Stuhl fiel, was ihn entwaffnete. Meiner Sünde wurde nicht weiter gedacht.

Wenn wir Großkinder krank waren und klagend zu ihm ins Studierzimmer kamen, warf er uns ohne viel Umstände hinaus.

„Den ganzen Tag habe ich mit Kranken zu tun und nun wollt ihr noch klagen! Man will doch in seinem eigenen Hause Ruhe haben!"

Gab es einen Feuerschaden in der Nacht, hielt ihn nichts im Bett, wir Großkinder wurden geweckt und mußten mit ihm zur Brandstätte gehen. Er hatte eine sinnreiche Erfindung gemacht, damit wir im Gedränge nicht verloren gingen: er ergriff seinen Stock mit der silbernen Krücke, nahm selbst die Krücke in die Hand, und wir Kinder mußten uns am Stock halten. So zog er uns siegreich durchs Gedränge. Alles kannte auch den alten Doktor, und wich ehrfurchtsvoll zur Seite.

Krank zu sein verstand er nicht, Hatte er Zahnschmerzen in der Nacht, so ließ er keinen im Hause schlafen, alles mußte aus den Betten heraus und sich um ihn versammeln; darin war er egoistisch wie ein kleines Kind.

Seine Geburtstage waren das Herrlichste, was es für ihn gab. Er schlief oft die Nacht vorher nicht vor Aufregung, und freute sich namenlos über jedes Geschenk. Der ganze Tag verging in einem Freudenrausch, der sich dem ganzen Hause mitteilte. Er konnte ohne Freude, Sonne und Blumen nicht leben.

Merkwürdig sorglos war er als Arzt vor jeder Ansteckungsgefahr. In der Cholerazeit, wo er Leiter der Cholerabaracken war, nahm er uns ruhig mit auf seine Fahrten in die Cholerahospitäler, und es wurden keine der üblichen Vorsichtsmaßregeln von ihm beobachtet. Ein kleines Kind, das er aus den Armen einer an Cholera gestorbenen Mutter nahm, brachte er heim und behielt es, bis es anderweitig untergebracht war. Fehlte es an Pflege bei seinen armen Patienten, die an ansteckenden Krankheiten darnieder lagen, so schickte er ruhig seine Hausgenossen hin. Hatte man Bedenken, so konnte er nur kurz aufblickend sagen: „Seid ihr Christen oder Heiden?"

Zwei Höhepunkte in seinem Berufsleben gab es, deren

Erinnerung für lange Zeit seine Tage mit Stolz und Freude erfüllte. Einmal gab es einen großen Ärztekongreß in Königsberg. Zwei seiner Kollegen reisten hin und luden ihn ein, ihn zu begleiten. Er war so aufgeregt vor Glück, daß er wie ein kleines Kind Tage vorher weder schlafen noch essen konnte. Sie holten ihn in einer Reisekutsche ab, denn es gab damals keine Eisenbahnverbindung mit Deutschland. Nach 8 Tagen lieferten sie ihn wieder aus. Er konnte gar nicht genug erzählen, wie herrlich es gewesen sei, denn er verstand zu genießen wie wenige, in einer zarten und fröhlichen Art. In seiner unendlichen Bescheidenheit kam es ganz glückselig heraus, daß sein Name als Kinderarzt im ganzen Kreise bekannt gewesen war, daß er durch seine schriftstellerischen Arbeiten auf wissenschaftlichem Gebiet große Ehrungen empfangen hatte. Seine Kollegen hatten ihm alle Sorgen abgenommen, denn er war weltfremd und unpraktisch wie ein hilfloses Kind. Zuletzt hatten sie ihn aufgefordert, in die Läden Königsbergs zu gehen, die ihm als Inbegriff irdischer Herrlichkeit erschienen waren, und die Kollegen bezahlten alles, was er kaufte.

Und feierten dann sein fünfzigjähriges Doktorjubiläum. Es war ein herrliches Fest für den alten Mann, denn an diesem Tage erntete er, was er durch jahrelangen Fleiß und Liebe gesät hatte. Die Zeitungen brachten Berichte über sein Leben und Arbeiten. Eine Deputation von Kindern ehrte ihn, im Zuge kam die Ärzteschaft Rigas an, und überreichte ihm ein großes Geldgeschenk für eine Reise ins Ausland. Von nah und fern waren Verwandte und Freunde gekommen, und überschütteten ihn mit Beweisen ihrer Liebe. Es waren wunderbare Tage für ihn und „mein Jubiläum", die Erinnerung daran, stand wie ein Stern über seinem Leben!

Im Frühling darauf machte er dann zum ersten Male eine Vergnügungsreise nach Deutschland. Er sah 1871 den Einzug der siegreichen Truppen in Berlin, fuhr selig auf dem deutschen Rhein, und kam sogar bis in die Schweiz. Mit dem fremden Gelde wußte er gar nicht umzugehen. Er faßte sich aber kurz, reichte überall sein offenes Portemonnaie hin mit der Bitte, sich herauszunehmen was man brauche.

„Ein Deutscher wird doch nicht betrügen," sagte er voll Vertrauen, als er später davon erzählte.

Nur die letzten 2 Jahre seines Lebens hatte er sich von der Praxis zurückgezogen, da lebte er ganz für seine wissenschaftlichen Arbeiten, sein Haus und seine Blumen.

Wo er war, war der Frieden, die Zufriedenheit und die Fröhlichkeit. Immer noch klang sein fröhliches Lachen durchs Haus. Jeden Abend saß er am Klavier und spielte mit etwas steifen Fingern seinen Mozart und Beethoven. Dann beschloß er eines Tages, er wolle einmal ins Theater gehen. Er ließ sich durch nichts davon zurückhalten. Auf dem Heimweg erkältete er sich, und blieb am nächsten Tage mit hohem Fieber im Bett; eine Lungenentzündung brach aus, die bald sein Leben in Gefahr brachte.

Er verlangte, daß sein Bett ins Wohnzimmer getragen würde, in jenes große, sonnenbeschienene Zimmer, das so voller Traditionen war. Der helle Raum war durchflutet von Sonne, an den Fenstern, die zum Garten hin, weit offen standen, blühten Blumen. Da lag er von Kindern und Kindeskindern umgeben und wartete auf seinen Tod.

„Kinder, ich muß sterben," sagte er ruhig, „mein Leben war wunderschön, aber auch das Sterben ist schön, denn ich gehe zu meinem Heiland. Verlaßt ihn nie, ich will, daß ich euch alle einmal wiedersehe vor Seinem Thron. Eine

Schande ist es nur, daß ich mir den Tod bei einem Theaterbesuch geholt habe. Das paßt sich nicht für einen alten Christen, aber mein Heiland wird mir auch das vergeben!"

Wenige Tage nur dauerte seine Krankheit, er litt nicht schwer. Wir umgaben ihn Tag und Nacht. Seine geliebten Kollegen kamen, um von ihm Abschied zu nehmen; „du liegst da, wie der Erzvater Abraham," sagte der eine zu ihm. „Ja, ich habe es gut," sagte er friedlich.

Wir mußten viel singen und er sang immer mit, wenn auch nur stoßweise und leise.

„Achtet auf meine alte Uhr," sagte er plötzlich, „mit der wird was passieren, wenn ich sterbe. Sie stand in dem Zimmer, in dem ich geboren wurde."

Eines Nachmittags erhob er sich aus seinen Kissen und wies mit ausgestreckter Hand nach einem Christusbild, das ihm gegenüber hing. In seinem Gesicht arbeitete es und kämpfte es, dann sank er zurück, seine Züge glätteten sich, der Atem stand still. Alle Kinder und Enkel waren um ihn versammelt, keiner fehlte. Still und friedlich lag er da in seinen weißen Kissen. Keiner von uns wagte zu weinen. Es war ein erfülltes Leben! Einer von uns sah noch nach der alten Uhr, sie war stehen geblieben.

Ich hätte ihm als Grabspruch setzen mögen: „Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden das Erdreich besitzen." Er aber hatte das Wort des Schächers am Kreuz gewählt: „Herr, gedenke an mich, wenn Du in Dein Reich kommst!"

3.

Ein Doktor in Livland.

Es ist ein Wintertag. Vor der Tür des Doktorhauses hält ein Bauernschlitten. Der Schlitten ist primitiv, er hat einen Heusack als Sitz, ein kleines, struppiges Pferdchen ist davor gespannt. Auf einem Heukissen sitzt der Bauer und hält die Leine nachlässig in den Händen, die mit dicken Fausthandschuhen bekleidet sind. Er ist in einen weißen Schafspelz gehüllt, auf dem Kopf hat er die Tuisomütze; die mit Pelz gefütterten Ohrenklappen stehen ihm weit vom Kopfe ab. Sein Gesicht ist stumpf und gleichgültig, er wartet auf den Doktor.

Der Doktor steht im Vorzimmer und macht sich zur Ausfahrt bereit. Er ist eine prachtvolle Erscheinung mit seinem dunklen Bronzegesicht, das einen kühnen, edlen Schnitt hat, und zu dem die verträumten Augen gar seltsam wirken. Leicht ergrautes Haar legt sich in dichten Locken um die dunkle Stirn.

Seine kleine Frau, mit etwas müdem, kränklichem Gesicht, hilft ihm in seinen schweren Schuppenpelz.

„Wo ist deine Fellmütze?" fragt sie.

Es kommt ein ratloser Ausdruck in sein Gesicht, der gar wunderlich zu den stolzen Zügen stimmt.

„Ich hatte sie doch erst gestern," sagte er, „wo mag sie sich denn versteckt haben?" Alles im Hause sucht, der Doktor ist ärgerlich.

„Es ist doch abscheulich, daß hier im Hause immer etwas verloren geht," sagt er mit leiser Ungeduld.

Die Mütze wird nicht gefunden.

„Ich kann mit meiner Sommermütze fahren," schlägt der Doktor vor.

„In der Winterkälte!" ruft die kleine Frau Doktor entsetzt, „das erlaube ich nicht! Aber denke doch ein wenig nach, wo hast du sie denn zuletzt gehabt?" Der Doktor denkt wirklich nach und ein Strahl der Erleuchtung fliegt über sein Gesicht. „Vielleicht habe ich sie zwischen meine Bücher gesteckt."

Triumphierend kommt der kleine Sohn mit der Mütze angesprungen. Ja, sie lag richtig unter seinen Büchern; verdrückt und zerknüllt setzt der Doktor sie auf sein lockiges Haar. Er zieht die wollenen Handschuhe an die Hände.

„Nun du könntest dir auch ein Paar Pelzhandschuhe für den Winter gönnen," meint die Frau.

Entrüstet lehnt der Doktor ab: „Wo denkst du hin, das wäre ja ein Übermut!"

Wie er so dasteht, empfindet man den merkwürdigen Gegensatz der vornehm wirkenden Männererscheinung, zu der fast ärmlichen Kleidung.

Der Doktor beugt sich herab und küßt seiner kleinen Frau die Hand.

„Warte nicht mit dem Essen auf mich," sagt er, „heute wird es eine lange Fahrt. Du brauchst auch kein Mittagessen für mich zu verwahren, eine Tasse Kaffee und ein Butterbrot machen es auch."

„Ja du," sagt die Frau lachend, „für dich wären eine Tasse Tee und ein Stück trockenes Brot bei harter Arbeit immer noch genügend."

„Ich kann die Reisedecke des Herrn Doktor nicht finden," sagt das Mädchen.

„Ich brauche die Reisedecke nicht," sagt der Doktor ein wenig eilig und verlegen, und strebt auffallend schnell zur Türe hinaus.

Aber seine Frau läßt ihn nicht fort, sie hält ihn am Arme fest: „Gesteh, wo du die Decke gelassen hast?" sagt sie energisch.

Der Doktor steht schuldbewußt vor ihr, er wagt kaum aufzublicken:

„Ich ließ sie beim Knecht des Müllers," sagt er leise, „sie sind so arm und der Kranke fror."

„Ich stecke meine Füße ins Heu des Schlittens," fügt er überredend hinzu, „du wirst sehen, ich friere nicht."

Die Doktorin hat Tränen in den Augen: „Es ist zu viel," sagt sie schluchzend, „du wirst nächstens nichts anzuziehen haben, und auf den Krankenfahrten holst du dir noch den Tod."

Der Doktor kann seine Frau nicht weinen sehen, voll Liebe beugt er sich zu ihr nieder:

„Wir haben es ja so gut," sagt er, indem er innig den Arm um sie legt, „wir haben ja alles, was wir brauchen, und mehr wie viele andere."

Er ist aus der Tür. Die Frau steht am Fenster und sieht ihm nach, sie trocknet ihre Tränen und winkt ihm lächelnd einen Gruß zu, als er sich im Schlitten verpackt hat und fortfährt.

Sie ist sehr stolz auf ihren Mann und möchte ihn eigentlich gar nicht anders haben, als er ist, obschon —

„Ach ja, die Schlittendecke, es ist doch ein Jammer um sie," sagt sie seufzend.

Es war ein seltsamer Mann, der Doktor, unser Vetter. Jemand hatte einmal treffend von ihm gesagt, man dürfe ihn nur mit einem Kommentar durchs Leben gehen lassen. Wer ihn verstand, stellte sich mit einer gewissen Leiden-

schaft neben ihn, denn man mußte ihn stets verteidigen, gegen ihn selbst und gegen die Welt.

Erfüllt von einem leidenschaftlichen Interesse für seinen Beruf, hohem Idealismus und großem Wissen, war er ein kühner Chirurg und ein feiner Diagnostiker, ein geborener Arzt; doch verstand er nichts aus sich zu machen.

Bescheiden bis zum Verzagtsein war er, mit höchsten Anforderungen an sich, denen seine Leistungen in seinen Augen nie standhielten. Zerstreut und weltfremd stand er oft wie ein Fremder mitten im Leben.

Wie manches Mal war der Ruf an ihn herangetreten, in eine größere Stadt zu ziehen, glänzende Anerbietungen waren ihm gemacht worden. Aber dann wußte er immer einen Kollegen, den er vorschob, und der die gute Stellung, wie er behauptete, viel nötiger hätte als er.

Seine Verhältnisse waren die bescheidensten, aber er war immer zufrieden. Immer sah er auf diejenigen, die viel weniger hatten als er, und darum war sein Herz stets voller Dank.

Ein besonderer Punkt in seinem Leben war die Honorarfrage, sie kostete seiner kleinen Frau manchmal stille Tränen; er sorgte sich mehr um den Geldbeutel seiner Nebenmenschen als um den seinen und wie oft wurde er dabei ausgenutzt.

Als er einmal von einem Gutsbesitzer ein besonders hohes Honorar erhalten hatte, überlegte er lange und kam dann zu dem Resultat, seine Arbeit habe diese große Summe nicht verdient. Er brachte die Hälfte des Geldes zurück. Die Gutsfrau, die ihn sehr liebte und in seiner Eigenart ganz verstand, sprach offen und energisch mit ihm und mahnte ihn, doch an seine Familie zu denken. Er sah alles ein, versprach sich bessern zu wollen aber — es blieb doch alles beim alten.

Ergreifend war seine Stellung zum Christentum. Aus einem sehr frommen Elternhause stammend, begleitete ihn eine tiefe Ehrfurcht vor religiösen Fragen durchs ganze Leben, sie ließen ihn nicht los, doch quälte er sich viel mit Zweifeln. Seine Seele war „eine geborene Christin", wie Tertullian sagt, er wußte es aber nicht.

Er hatte eine merkwürdige Art, sich selbst um den äußeren Erfolg seiner Arbeit zu bringen.

So hatte er einmal einen Entwurf zu Landkrankenhäusern gemacht. Ein ganzes Jahr hatte er mit Bienenfleiß Material gesammelt, alles ausgearbeitet, es war eine mustergültige Leistung, in der er alle seine praktischen Erfahrungen niedergelegt hatte. Fachleute meinten, diese Arbeit würde direkt bahnbrechend sein. Der Präses des livländischen Ärztevereins verlangte, er sollte mit seiner Arbeit zum Ärztekongreß kommen. Er hatte das Modell eines Krankenhauses ausgearbeitet mit vollkommener Einrichtung, die er selbst geschnitzt und geklebt hatte, in winzigen Dimensionen, genau nach Maß und Verhältnis. Als der Kongreß eröffnet wurde und alles voller Spannung war, zeigte es sich, daß er sämtliche Notizen und Berechnungen auf der Reise verloren hatte, die Arbeit war umsonst gewesen.

„Nun habe ich wenigstens die Freude der Arbeit gehabt," sagte er ganz zufrieden, „es war dadurch solch ein herrlicher Winter."

Seine Wahrheitsliebe, seine Ehrlichkeit waren manchmal direkt erschreckend! Er kannte keine Menschenfurcht; für seine Überzeugung trat er ein, wie ein ganzer Mann, ohne nach rechts oder links zu sehen.

Er, der nach außen hin oft Schüchterne und Ungeschickte, konnte dann plötzlich dastehen, wie ein Ritter aus alter Zeit, furchtlos und treu.

Bis zur Schwermut litt er oft darunter, daß er bei seiner großen Landpraxis wissenschaftlich nicht so arbeiten konnte, wie er es wohl gewünscht hätte!

Einmal war ihm eine Gelegenheit geboten, auf einige Monate nach Berlin zu Studienzwecken zu gehen, und seine Freude darüber kannte keine Grenzen. Zuerst machte er in Riga bei mir Station, selig wie ein Kind kam er an, trotz verschiedener Unfälle, die ihm unterwegs passiert waren. Sein Pelz war ihm verloren gegangen, seinen Schirm hatte er in der Eisenbahn stehen gelassen. Sein unverschlossener Koffer war verschwunden, schon längst war ihm der Schlüssel abhanden gekommen. In diesem Koffer hatte er sein ganzes Reisegeld verwahrt. Aber das alles focht ihn sehr wenig an. Der Pelz hatte sich auch bald auf einer Eisenbahnstation gefunden, wo er von einem Beamten erkannt und in Verwahrung genommen war; der Schirm war von einem Patienten entdeckt, als der Seine erkannt und ihm zugesandt worden, und der unverschlossene Koffer war glücklich in seine Hände gelangt, mit dem ganzen Inhalt. „Siehst du," sagte er triumphierend, „die Menschen sind gut und ehrlich, das habe ich immer gesagt."

Wir Cousinen behaupteten immer, er hätte seinen ganz besonderen Schutzengel, der vom lieben Gott zu keinem anderen Dienst mehr verwandt werden könne, weil der Doktor ihn von früh bis spät in Atem hielte.

Trotz seiner großen Anlage zur Schwermut konnte er fröhlich und sorglos wie ein Kind genießen.

„Ich denke ja gar nicht daran, bald an die Arbeit nach Berlin zu gehen," sagte er, als er am ersten Abend glückselig bei mir saß, „jetzt will ich mich erst hier amüsieren und meine Ferien genießen."

Zwei Tage genoß er sie, wandelte weltverloren und froh

durch die Straßen, und erzählte strahlend wenn er heimkam, von seinen Erlebnissen. Er sei im Kaffee gewesen und habe Musik gehört, er habe in einem Restaurant gefrühstückt, um zu sehen, „wie so was sei", sogar im Theater war er. Aber am dritten Tag wurde er stiller und am vierten erklärte er, keine Macht der Welt könne ihn mehr halten, er führe nach Berlin in die Arbeit. Nach einigen Monaten kam er beglückt heim, vollständig abgemagert und abgearbeitet. Er war rastlos in Kliniken tätig gewesen, hatte Vorlesungen gehört und war im großen Strom des deutschen wissenschaftlichen Lebens mitgeschwommen. Er hatte den deutschen Kaiser gesehen und deutsche Luft geatmet, welch ein Glück für diese deutsche Seele! Daß er in Berlin nicht verloren gegangen war, war wirklich eine Leistung seines Schutzengels gewesen, der ihn doch immer wieder glücklich in seiner Klinik abgeliefert hatte. Und so war er dann, zwar mit Verlust einiger Sachen, richtig wieder in der Heimat angelangt.

Er war ein fanatischer Deutscher, für sein Deutschtum hätte er alles geopfert, und als Präses des deutschen Vereins seiner kleinen Stadt leistete er unermüdlich Außerordentliches. Aus Liebe zur Sache überwand er seine Schüchternheit und seinen Widerwillen, seine Person irgendwie in den Vordergrund zu stellen und gab sich sogar dazu her, in lebenden Bildern zu stehen. Er machte eine prachtvolle Figur als Zigeuner oder Räuberhauptmann, wurde aber unwirsch und fast unfreundlich, wenn die begeisterte Damenwelt behauptete, er wäre der Glanzpunkt des Abends gewesen. Gesellschaftlich konnte er oft hilflos und linkisch wirken, doch war das alles wie abgefallen, wenn er im Beruf stand, oder wenn die Sache, der er diente, ihn erfüllte. Dann straffte sich sein ganzes Wesen, klar und bestimmt

machte er seine Diagnosen, gab er seine Verordnungen und ließ sich durch nichts beirren.

Eine Diagnose, die er bei einem Krankheitsfall gemacht hatte, wurde von einer Autorität in Berlin umgeworfen und in nicht freundlicher Weise hatten die Angehörigen des Patienten ihm das gesagt. Er blieb ganz ruhig: „Ich wäre glücklich, hätte ich mich geirrt," sagte er, „ich weiß aber leider ganz genau, daß ich recht habe." Nach einem Jahr war der Patient tot, die Krankheit hatte den Verlauf genommen, den er vorher gesagt hatte.

Durch die Wahrhaftigkeit seines Wesens stieß er oft bei seinen Patienten an. „Ich werde die Wahrheit nicht ungefragt sagen," sprach er aus, „aber fragt man mich, so sage ich sie." Und da er unendlich weich und mitleidig war, kam die Wahrheit manchmal fast polternd heraus mit einer gewissen Rauheit, die ihm vieles Mißverstehen einbrachte. Von der Reinheit, weltfremden Lauterkeit und unbeschreiblichen Zartheit dieser Seele wußten nicht viele, die aber davon wußten und die ihn erkannten, liebten ihn. Er litt schwer unter dem Weltkrieg, der auch uns Balten als russische Untertanen in die Reihe der Feinde Deutschlands stellen mußte. Wie eine Wolke lag die Schwermut über ihm und beschattete sein ganzes Wesen. Da brach wie ein Frühlingssturm die Befreiung durch die Deutschen über unser Land herein. Deutsche Truppen zogen ins kleine Städtchen, lagerten auf dem Marktplatz und sangen deutsche Lieder. Wie ein Taumel ergriff es den stillen Mann. Haus, Hof, Gut und Blut, alles hätte er den deutschen Soldaten hingegeben, die für ihn der Inbegriff deutscher Herrlichkeit waren. Es war, als ob der Druck der Schwermut für immer von dieser Seele genommen wäre. „Meine Söhne werden Deutsche sein, sie werden deutsche Soldaten werden und

ein deutsches Vaterland haben; Ordnung und Gerechtigkeit werden unser Land regieren, was braucht man mehr, um ganz glücklich zu sein," sagte er selig.

Ein Jahr währte diese Herrlichkeit, dann verließen uns die Deutschen. Sie gingen und überließen uns einem Elend, das furchtbarer wohl nie ein Land getroffen, wie das unsere. Das Heer der Bolschewiken zog Verderben bringend ein. Alles was auf dem Lande verstreut von Deutschen lebte, mußte fliehen und suchte in Riga Schutz.

Eines Abends stand der Doktor vor mir und bat mich, ihn für einige Tage aufzunehmen. Er hatte fliehen müssen, denn sein Leben war bedroht. Er war wie ein zu Tode Getroffener, aber still und klaglos.

Von seiner Familie war er abgeschnitten, seine Frau war mit den Kindern in unserer Universitätsstadt, die Eisenbahnen waren gesperrt. Kein Wort der Anklage kam über seine Lippen, nur einmal sagte er: „Daß die Deutschen uns das angetan haben."

Es war, als wollte sein Herz stille stehen, nicht weiter schlagen nach diesem Erleben.

Am andern Tage erklärte er, er wolle alles versuchen, zu den Seinigen durchzudringen. All meine Bitten, meine Tränen fruchteten nichts. „Ich muß bei den Meinen sein," sagte er schlicht.

Mit einem Stück trockenen Brot und einem kleinen Handköfferchen reiste er ab. Trotz meiner flehentlichen Bitten nahm er nichts weiter von mir an, was ihn hätte auf der Weiterreise erquicken können. Er wußte, daß die Not auch dicht vor meiner Tür stand. Alles hatte er mit mir besprochen, wir hatten seine verzweifelte Lage von allen Seiten beleuchtet.

Dableiben bedeutete die größte Gefahr, nach Deutschland

fliehen — mit den Seinen — ach, er war vollständig mittellos, er hatte ja immer nur für andere gesorgt, nie für sich. Ich sehe ihn noch vor mir stehen, das edle Gesicht verschattet von Gram, das Haar grau, das Haupt gebeugt wie unter schwerster Last.

„Was fange ich an," sagte er leise immer wieder, „was fange ich an, wo ist da ein Weg?"

Ich faßte seine beiden Hände fest in die meinen, als könnte ich ihm Mut und und Kraft damit geben:

„Gott weiß einen Weg für dich und die Deinen," sagte ich fest.

„Ich war nie fromm," sagte er leise. „Du bist es," war meine Antwort, „und Gott weiß es."

Er sprach kein Wort, mit festem Händedruck nahmen wir Abschied voneinander. Es war ein Abschied fürs Leben, ich habe ihn nie wieder gesehen.

Es war ihm gelungen, zu den Seinen durchzudringen, da bekam er eine Nachricht aus seinem Städtchen, er solle wiederkommen, sie brauchten ihn.

Dies war ein schöner Augenblick für ihn, noch einmal leuchtete es in seinem Leben auf:

„Ich habe nicht umsonst gearbeitet, sie sind dankbar, sie brauchen mich," sagte er freudig.

Er hörte auf keine Warnung, er glaubte und vertraute, aber es war eine Falle gewesen, in die man ihn gelockt. Er fuhr heim, aber kaum angelangt, wurde er gefangen genommen. Von einer Stadt in die andere, wie ein Verbrecher, wurde er mit andern Leidensgefährten durchs Land geschleppt. Durch Winterschnee und Eis, kaum gegen die Unbill der Witterung geschützt. Noch einmal hatte er die Freude, seine heißgeliebte Tochter zu sehen, sie hatte sich als Bauernmädchen verkleidet und ins Gefängnis geschlichen.

Sie fand den Vater mutig und dankbar, er habe so herrliche Mitgefangene, erzählte er, sie hülfen einander so sehr und er könne viel von ihnen lernen; und er hoffte immer noch auf Befreiung.

Auch aus diesem Gefängnis wurde er fortgebracht ins furchtbare Zentralgefängnis in Riga, dort sollte er gerichtet werden.

Es war Mitternacht, in einer langen Reihe fuhren die Schlitten mit den Gefangenen auf der Landstraße dahin. Mit unsäglicher Mühe hatte seine Tochter den Transport in Erfahrung gebracht, nun stand sie lange Stunden in Schnee und Eis und wartete. Sorgsam hielt sie, in ein Tuch gewickelt, eine Flasche mit heißem Kaffee, um sie dem Vater mitzugeben. Da kamen in langem Zug die Gefangenen in ihren Schlitten langsam dahergefahren. Man sah sie deutlich im Schneelicht, die vermummten Gestalten, aber erkennen konnte man keinen. Sie erhob ihre Stimme: „Vater, Vater," rief sie durch die Dunkelheit. Keine Antwort kam ihr. Endlich, als der letzte Schlitten heran kam, antwortete eine Stimme ihrem traurigen Rufen: „Mein Kind, mein Kind!"

Sie hatte des Vaters Stimme erkannt und stürzte auf den Schlitten zu. Der Bolschewik, der die Zügel führte, hob drohend die Peitsche gegen sie, sie achtete nicht darauf, sie wurde zur Seite gestoßen und taumelte in den Schnee. Als sie sich wieder aufrichtete, waren die Schlitten vorüber, sie hörte noch einmal die geliebte Stimme aus der Ferne rufen „mein Kind", sie hat sie nie wieder im Leben gehört.

Nun folgten lange Wochen der Haft in Riga. Er teilte seine Zelle mit zwei andern, er hoffte noch auf Befreiung, aber seine Seele war stille und voller Ergebung.

In einer Nacht kam einer der Gefängniswärter in die

Zelle und befahl ihm und einem andern Mitgefangenen, ihre Sachen zu nehmen und das Gefängnis zu verlassen. Glückselig nahmen sie ihre Bündel, sie dachten, es ginge in die Freiheit, es ging auch in die Freiheit, aber es war eine andere, als sie erhofft. Dicht vor dem Gefängnistor, aus dem Hinterhalt wurden sie niedergeschossen. Ob er gleich sterben durfte, ob seine Qualen noch lange dauerten, das hat nie ein Mensch erfahren.

Seine Leiche kam mit vielen andern in ein Massengrab, das unweit des Gefängnisses gegraben ward. Nach Monaten, als die Befreier kamen und uns erlösten, wurden die Gräber geöffnet. Die Angehörigen waren dabei, um die Toten festzustellen und in geweihter Erde zu bestatten.

In langen Reihen lagen sie da, die Toten, und ihre Angehörigen gingen von einem zu dem andern und suchten bei den unkenntlichen Gestalten nach einem Zeichen, das sie ihre Geliebten erkennen ließe. Auch die kleine Doktorin war gekommen mit erloschenen Augen, aber tapfer und aufrecht ging sie durch die stillen Reihen.

Da lag er, der ihr Liebstes auf Erden gewesen war. Sie erkannte ihn an seinen feinen und edlen Händen, mit denen er so vielen im Leben geholfen, sie waren völlig unzerstört.

Nun sind Jahre dahingegangen, und das Leid um ihn ist stille geworden. Aber für ihn wird das Wort gelten „vom frommen und getreuen Knecht". Seine Seele stand schon im Leben immer vor Gottes Thron, aber in ihrer Demut wußte sie es nicht, daß sie eine geborene Christin war.

4.

Der Doktor des Sanatoriums.

„Frau Oberin, bitte kommen Sie!"

Die Oberin steht vor dem Doktor des Sanatoriums. Sie ist schlank und blaß, ihr Gesicht ein wenig vergrämt. So steht sie da in ihrer weißen Schwesterntracht mit fest geschlossenen Lippen, den Kopf auf schlankem Halse, ein wenig hochmütig im Nacken ruhend.

„Nr. 17 muß wieder heiße Lehmumschläge haben, warum wurden sie denn ausgesetzt?"

Die Oberin schweigt.

Eilig blickt der Doktor in sein Notizbuch.

„Ach so, ich hatte es ja selbst verordnet, aber nun sollen Sie sofort wieder damit beginnen! Und wie steht es mit Nr. 12, hat sie endlich geschlafen?"

Die Oberin erstattet einen kurzen Bericht. Der Doktor schlägt ärgerlich mit der Hand durch die Luft: „Die Medizin hat wieder nicht gewirkt!" Er murmelt etwas zwischen den Zähnen, nickt hastig und geht eilig weiter.

Es ist ein früher, grauer Wintermorgen, fröstelnd geht die Oberin an ihre Arbeit, der Doktor steht am Fenster und macht schnell einige Notizen. Er steht über ein Buch gebückt, das fahle Morgenlicht liegt auf seinem leicht ergrauten Haar, wie er aufblickt, sieht man daß er noch jung ist. Helle, scharfe Augen blicken spähend hinter funkelnden Brillengläsern hervor. Sein Mund ist schmal und fein, zart wie

bei einem Knaben, sein Kinn ist scharf ausgearbeitet und energisch.

Er nimmt sein Buch unter den Arm und stürmt eilig durch den Korridor, den Kopf gesenkt. So biegt er um eine Ecke und rennt fast ein Stubenmädchen um, die eben mit einem Tablett, auf dem Frühstück serviert ist, daherkommt. Die Tassen klirren gegen die Kaffeekanne, und das Tablett schwankt in den Händen der Erschrockenen: „Donnerwetter!" bricht der Doktor heftig los, „so passen Sie doch auf!" Er hat hastig zugegriffen, daß kein Unheil geschehe. Erschrocken steht das Mädchen da, das Tablett krampfhaft festhaltend, sieht sie mit entsetzten Augen auf den Doktor. Sie ist noch nicht lange im Sanatorium und kennt seine Art noch nicht.

Als er ihre Angst sieht, verändert sich plötzlich sein Gesicht, er lacht, wie ein kleines fröhliches Kind. Hell wie eine Sonne strahlt dieses Lachen über seine Stirn und seine Wangen, bricht aus seinen Augen, umspielt seinen Mund.

„Na, na! Lisbeth, beruhigen Sie sich, es ist ja nichts geschehen!" sagt er und geht dann eilig weiter.

Er steht vor der Tür Nr. 17, ein energisches Klopfen, im selben Moment öffnet er sie schon; mit kurzem Stoß fliegt sie auf, bevor noch die Patientin „herein" zu rufen die Zeit hat. Im selben Augenblick steht der Doktor auch schon im Zimmer. Wie eine Welle stürzt es mit ihm über die Schwelle des kleinen, hellen Stübchens, wie eine Welle von Leben, Kraft und Frische. Er tritt zu der Kranken, die matt und still in den Kissen ruht. Er setzt sich auf ihren Bettrand, fragt nach ihren Temperaturen, erzählt von einem neuen Mittel, das er für sie gefunden, ist voller Zuversicht und Hoffen.

Sie blickt freudig zu ihm auf, sie fühlt, das Leben ist über

ihre Schwelle getreten, und als er geht, grüßt sie es mit zuversichtlichem Lächeln.

Nun steht er vor Nr. 12. Er überlegt einen Augenblick mit der Hand auf der Türklinke, dann tritt er ein. Die Kranke, an deren Bett er sich jetzt setzt, ist seine schwierigste Patientin. Leib und Seele, beide sind krank. Das Gesicht ist schmal, dunkles Haar umrahmt es, die blasse Stirn spricht von Seelenleiden, müde und gleichgültig schaut sie nach dem Doktor hin. Wie ein Sturmwind fegt er über diese Kranke; er schilt freundlich, daß sie wieder nicht geschlafen habe, das Mittel sei doch sonst so wirksam, ob sie denn etwas bedrücke?

„Ach nein," ist die freudlose Antwort. Ob sie sich auch mit guten Gedanken den gestrigen Tag gefüllt habe, denn nur Liegen und Grübeln taugten nichts. Sie müsse an ihrer Gesundheit mitarbeiten, sonst hülfen alle Mittel nichts. Er rüttelt an ihr, er fühlt, da ist etwas was sich seinen Blicken entzieht. Was ist das nur? Er kämpft mit einer aufsteigenden Ungeduld. Um sie niederzuhalten, langt er ein Büchlein aus der Tasche, es sind Sprüche des Angelus Silesius aus dem Cherubinischen Wandersmann. Er hat einige Stellen daraus angestrichen, beugt sich eifrig über das Buch und liest sie der Kranken vor. Ihr Blick ruht auf ihm und ein Strahl heißer Liebe liegt in diesem Blick, den er nicht sieht, den er gewiß nicht verstehen würde, sähe er ihn, denn seine Seele ist fern von all dem; sein Herz nahm Eine mit die im Grabe liegt, und hält es dort fest in ihren weißen Händen.

Und was ihn jetzt erfüllt, ist nur der Wunsch zu helfen, zu stärken, ins Leben zu führen.

Er hat in seinem Eifer nicht empfunden, daß die Kranke ihm gar nicht zugehört hat. Nun blickt er auf, er sieht noch den Strahl in ihren Augen, das leise Rot auf ihren Wangen

und freut sich, daß der Angelus Silesius solch gute Wirkung getan hat.

Er schüttelt ihr ganz glücklich die Hand, froh, endlich etwas gefunden zu haben, das ihre Teilnahme erweckt.

Er legt das Büchlein auf die Bettdecke mit der Mahnung, nun fleißig darin zu lesen; sie müsse ja fühlen, wie gut es ihr tue, und fort ist er, aus der Türe, mit allen Gedanken schon im nächsten Krankenzimmer.

Mit müder Bewegung streift die Kranke das Büchlein von ihrer Decke, es fällt zu Boden, sie beachtet es nicht; sie schlägt die schmalen Hände vors Gesicht und weint bitterlich.

Jetzt tritt er in ein Zimmer, in dem ein alter Professor stille Leidenstage verlebt. Völlig verändert ist der Doktor, wie er vor diesem Patienten sitzt. Das Junge, Kindliche in seinem Gesicht tritt fast rührend hervor, wie er in ehrfürchtiger Haltung zu dem alten Manne aufblickt. Es ist ein schmales, leidensvolles Gesicht, in das er schaut, kluge, spähende Augen blicken unter feingeschnittenen Lidern hervor, ein leises humoristisches Lächeln liegt um den edlen Mund. Alles in diesem Gesicht spricht von hoher Kultur, von starker geistiger Schulung; in die Nähe dieser Persönlichkeit würde sich nie etwas Unedles wagen.

Das Lebensstarke, das sonst sieghaft aus dem Doktor strahlt, ist einer stillen, aufhorchenden Art gewichen, sie sind in einem tiefen Gespräch über religiöse Fragen.

Der Professor spricht leise, vorsichtig abwägend, aber jeder Gedanke ist wie gemeißelt hingestellt. Jetzt stehen sie vor der großen Frage: „Wie erlebe ich Gott, wie erkenne ich Seinen Willen für mich und mein Leben?"

Der Doktor, sonst der Führende, fragt.

Der Professor gibt in seiner stillen, vorsichtig entschiedenen Art Antwort.

Der Doktor wird heftig: „Aber wie soll man Gottes Willen erkennen? Wer sagt mir, ob es nicht nur mein eigenes Herz ist, das mich so stark nach diesem oder jenem Wege drängt?"

Der alte Professor hebt den Blick und sieht liebevoll auf das erregte Antlitz des Jüngeren vor ihm. Er legt die feine vergeistigte Hand auf die starke lebensvolle Männerhand, die geballt wie im Zorn vor ihm liegt. Aus seinen Augen bricht ein heller Strahl voll Liebe und überlegener Klugheit; er sagt mit seiner stillen Stimme ein Wort von Rittelmeyer:

„Vergessen Sie nie, im Vaterunser kommt vor der Bitte „Dein Wille geschehe" die Bitte: „Dein Reich komme!" „Wir müssen erst Gottes Reich in unseren Seelen einen Raum geschaffen haben, dann erst können wir Seinen Willen erkennen und ihn geschehen lassen. In Gottes Reich hat alles seine Ordnung und seine Zeit!"

Der Doktor erhebt sich, er hält seinen Kopf gesenkt, sein Gesicht ist voll tiefen Ernstes, die Männer schütteln sich die Hände.

Der Doktor geht, ein Blick voller Güte und Verstehen aus den Augen des Professors folgt ihm, als wollte er sagen: „Für dich habe ich keine Angst, du kommst schon ans Ziel!"

Dann greift er wieder zu seinem Buch, in das er sich vertieft.

Der Doktor hat seinen Besuch im Sanatorium gemacht, auf blinkendem Rad geht es nun zu seinen Privatkranken. Jetzt tritt er über die Schwelle eines Zimmers, in dem ein Schwerkranker Tag für Tag in hoffnungslosen Leiden dahinlebt. Außer dem Kranken selbst weiß nur noch der Doktor, welche Leiden hier gelitten, welche Kämpfe hier gekämpft, welche Niederlagen ertragen, welche Siege hier errungen wurden. Tag für Tag, Nacht für Nacht. Tief

ernst ist das Gesicht des Doktors, als er in das Zimmer tritt, das wie erfüllt ist von der Feierlichkeit schweren Leidens. Der Kranke, der gelähmt in den Kissen ruht, ist ein Mann in den besten Jahren. Ein edles Gesicht; auf der blassen Stirn liegt ein Glanz von Märtyrertum, an den Schläfen ist das Haar feucht.

Die dunklen Augen blicken mit furchtbarem Ernst in das Gesicht des Doktors.

„Ich weiß, du kannst mir nicht helfen, leiden muß jeder allein," sagen sie, der Mund bleibt stumm. Ein Strahl des Mitleids bricht aus den Augen des Doktors, er will so gern helfen. Er faßt die Hand des Kranken: „Wir zwingen den Schlaf," sagt er zuversichtlich, „Sie sollen es sehen, es wird gelingen!"

Er denkt eine neue Lage für die schmerzenden Glieder aus, macht allerlei Vorschläge und verspricht eine neue Medizin zu schicken. Der Kranke lächelt, er horcht auf die frische Männerstimme, die so voll Leben ist; das Leben pocht wieder an sein Herz, die dunklen Schatten der Nacht weichen ein wenig.

Die Frau des Kranken tritt ins Zimmer. Klein und müde ist ihr Gesicht. Einst war sie ein gefeiertes, junges Mädchen, voller Frohsinn und Lachen, nun geht sie als treue Kameradin neben dem Leidenden, unermüdlich für ihn sorgend, Jahr für Jahr! Ihre müden Augen blicken vertrauend auf den Doktor, er wird helfen!

Bald liegt der Kranke in eine andere Lage gebettet, der Doktor hilft, greift überall selbst zu, rät dies, verordnet jenes, der Kranke atmet auf, und die müde Frau lächelt. Aber als der Doktor wieder sein Rad besteigt, liegt ein Schatten auf seinem Gesicht. „Wie wenig kann man im Grunde doch helfen!" denkt er traurig.

Den ganzen Tag ist er in Bewegung, bald auf seinem Rad durch die Straßen des Kurortes sausend, bald sie zu Fuß durcheilend. Für jeden Bekannten, der ihm begegnet, hat er einen Augenblick Zeit, er bleibt stehen, er hat irgend einen Gedanken, der ihn erfüllt, den er schnell mitteilen muß; oder es ist ein Brief der ihn beschäftigt, über den er reden will. Oft muß er auch schnell einen Rat geben, denn sein Blick ist klar und praktisch; dann geht es wieder eilig weiter im Lauf.

In der Dämmerung sieht man ihn hoch zu Roß über die Landstraße sprengen, wie eine Erscheinung an den Fußgängern vorüberfliegend. In der Nacht hört man sein Auto durch die Straßen tuten, immer ist er in Bewegung. Wann ißt er, wann schläft er? fragt sich mancher. —

Es ist Nacht, ein lichter Mondschein liegt über der ganzen Welt; er scheint auf die Gräber, die dort dicht beieinander auf dem stillen Waldfriedhof liegen. Alle sind sie mit den gleichen Steinen geschmückt, die nur den Namen, Jahreszahl und Spruch tragen. Schwer und dunkel liegen die großen flachen Steine auf den Gräbern, als drückten sie auf die Brust derer, die drunter liegen. Nur ein Grab trägt keinen Stein, große blaue Glockenblumen wehen darauf im Winde. Die da drunten liegt, muß sanft ruhen, und die blauen Glocken läuten ihr das Schlummerlied.

Die Nacht ist still und licht, silbern rieselt der Mondschein über Wiesen und Felder, bis hin zum dunklen Wald.

Das ist die Stunde, wo den Doktor niemand sieht, als Gott allein. —

Er sitzt am Grabe, das Gesicht in den Händen verborgen und horcht auf den Nachtwind, der sich aufgemacht hat und leise über sein Haar streicht. Ist es der Wind, oder eine kühle leichte Hand, die seinen Scheitel berührt? Unter den

Glockenblumen liegt seine Frau, die Kluge, Starke, die er geliebt und die ihn verlassen, als er sie noch so sehr brauchte. Nun ist er allein und versteht sein Leben nicht zu leben ohne sie. Horch, ist's eine Stimme, die in den Kronen der Bäume flüstert oder war es sein Herz, das so laut pocht?

Nun hört er es deutlich, die Stimme ist in ihm und sagt einen alten Vers:

„Was lärmst du so,
Und weißt doch, daß ich schlafe."

Und tiefer sinkt sein Haupt und dunkler wird sein Herz.

Ja, „gelärmt" hatte er, den hellen Tag hindurch, um all das Leid zu übertönen. Das Leid um sie die schlief, und die ihn allein gelassen, in einem Leben das er nicht zu leben verstand, wo ihr klarer Blick und ihr kluger Rat ihm fehlten.

Nun kam die dunkle Nacht, die Arbeit ruhte, der Menschenstrom war verrauscht, es war stille um ihn. Ach nun half alles nichts, er mußte seinem Schmerz ins Auge sehen, und sein Herz erbebte. Und er empfindet sein Tagewerk als halbe Wahrheit, denn seine Seele will das Vollkommene. Er sieht nicht das Licht, den Segen, die er so vielen gebracht durch sein frisches Zugreifen, sein rasches Helfen, sein freudiges Opferbringen. Das alles erlischt im Dunkel in ihm. Er, der so vielen die Ketten gelöst, er fühlt nur die Ketten, die seine Seele umschlingen.

Er sitzt ganz still, und weiß es nicht, daß der Mondschein hell und klar auf seinem gebeugten Haupt liegt. Höbe er es doch empor, und blickte hinauf in das Licht, hinauf in die funkelnden Sterne!

Aber das Licht ist da, auch wenn wir unsere Augen vor ihm schließen.

Einmal wird auch er sein Haupt heben und seine Augen weit auftun und das Licht schauen. Und es wird seinen Weg

in sein Herz finden, und es erfüllen bis in alle Tiefen und Dunkelheiten.

Ob schon hier auf Erden — ob erst dann, wenn der Morgenglanz der Ewigkeit ihn umfängt — wer weiß das, und wer kann das sagen?

Aber dann wird auch seine suchende Seele aufstrahlen, in ewigem Glanz.

5.

Tante Fritzchen.

Unter allen Gestalten, die aus meinem reichen Leben zu mir sprechen, steht eine obenan, und das ist Tante Fritzchen, die jüngste Schwester meiner Mutter. Ein Lachen strahlt aus jedem Auge, sobald ihr Name genannt wird, ein Lachen, das aus der Tiefe jedes Herzens dringt, das sie gekannt und geliebt hat.

Wird es mir gelingen, sie zu schildern, wie sie in mir lebt? Stark in ihrer kindlichen Schwäche und Hilflosigkeit, unerziehbar, unbeeinflußbar, ein Original durch und durch. Sie mit der reinen Kinderseele, mit der harmlosen Fröhlichkeit, leicht erschrocken und ängstlich; aber unverrückt und ahnungslos ihren Weg gehend, durch ein langes Leben hindurch. „Reines Herzens," dies Wort paßte für sie, und nur für Sonne und Freude war diese Seele geschaffen. Da blühte und leuchtete sie! In der Dunkelheit, im Schmerz wurde sie welk und fand sich nicht zurecht. Sie lebte in Großvaters Haus und führte ihm den Haushalt. Sie hatte äußerlich viel Ähnlichkeit mit ihrem Vater, war klein und zierlich, und lief mit eiligen harten Schrittchen, sorgend und schaffend, durchs Haus. Sie hatte Großvaters energische Nase, seine funkelnden Augen und seine unendlich fröhliche Lebendigkeit. Sie hatte auch seine Naivität, seine unbeschreiblich kindliche Natürlichkeit, hatte aber nicht seinen

Geist und seinen klaren, weitblickenden Verstand. Sie lebte instinktiv wie ein Kind oder wie eine Pflanze, nahm das Leben hin ohne jede Kritik und hielt an jeder Tradition mit unverbrüchlicher Treue fest.

Es war, als wäre sie in ihrer geistigen Entwicklung stehen geblieben, wo sie als Kind gestanden. Jede Neuerung auf irgend einem Gebiet wies sie unbeirrt zurück. „Wie kommt ihr nur darauf, das war doch nie so bei uns!" war ihr stärkstes Argument. Sie führte ihren Haushalt sorgfältig und kochte ausgezeichnet, doch war sie auch dabei so konservativ, daß sie nicht um eines Haares Breite von der Tradition abwich. So wie man vor Jahrzehnten in ihrem Hause gekocht hatte, so mußte es weitergehen; nie konnte man sie dazu bewegen, ein neues Rezept zu versuchen. Und zu keinem Fest gab es je etwas anderes wie „Gelbbrod" und Sandkuchen. Und wär die Welt untergegangen, auf ihren Trümmern hätte Tante Fritzchen zum Sonnabend-Mittagessen nichts anderes gegeben, wie: „dicke Grütze mit Speck" und „Flickerklobs".

Als schon alles mit Maschinen nähte, nähte sie ihre Kleider und Wäsche mit der Hand und zwang auch ihre Schneiderinnen dazu. Nähmaschinen kamen ihr tückisch und unsolide vor.

„Laßt mich nur, man kann nie wissen, wie so was auskommt," sagte sie dann.

Als die livländische Eisenbahn eröffnet war, fuhr sie noch eine ganze Weile durch Sonnenglut und Straßenstaub mit der Post.

„Ich bin jahrelang mit der Post diese Wege gefahren," sagte sie, „wie sollte ich mich nun plötzlich in die Eisenbahn setzen?"

Unsere Tante Fritzchen war eine Quelle unerschöpflicher Heiterkeit für uns und eine Zielscheibe beständiger Witze und Neckereien. Sie ertrug alles mit viel Humor, sie liebte es,

daß man sich mit ihr beschäftigte. Nur eins vertrug sie nicht, wenn man sie mit ihrer Schlaflosigkeit neckte. Sie behauptete immer, die Nächte völlig schlaflos zu verbringen. Unsere tückischen Fragen nach ihrer Nachtruhe beantwortete sie mit tiefer Traurigkeit und größter Hartnäckigkeit, immer wieder mit denselben Worten: „Ich habe natürlich wieder kein Auge zugetan."

Wenn wir, ihre übermütigen Neffen und Nichten, mit Hohngeschrei bewiesen, daß allerlei in der Nacht geschehen war, was sie nicht gehört hatte; oder wenn sogar Zeugen auftraten, die beschworen, man habe sie laut schnarchen gehört, dann wurde sie wohl tief gekränkt, sagte aber unerschütterlich: „Meine Nächte wünsche ich meinem Feinde nicht."

Wir sagten, ihre Schlaflosigkeit sei das Heiligste in ihrem Leben, die dürfe man nicht antasten.

Ein Gedicht entstand, das sie eines Morgens an ihre Schlafzimmertür geheftet fand.

Früh am Tag, beim Morgengrauen
Hört man klagen eine Frauen:
„O wie mich die Hähne hassen,
Daß sie mich nicht schlafen lassen."
Schwer geprüfet sinkt sie nieder.
Tiefster Schlaf umfängt sie wieder.
Aber früh beim Kaffeebrauen
Hört man klagen diese Frauen:
„Schwer geschlagen sink ich nieder,
Denn der Schlaf floh meine Glieder."

Obwohl sie zwanzig Jahre älter war als ich, war sie wie in meinem Bann, und ließ sich von mir zu allem verleiten. Sie wollte alles tun, was ich tat, ja sogar, zu meinem Ent-

setzen, sich ganz so kleiden, wie ich mich kleidete. Bei all unseren fröhlichen Unternehmungen war sie die Erste und die Letzte am Platz. Sie kannte keine Müdigkeit bei unseren Wanderungen durch die Frühlingswelt oder durch die hellen Sommernächte, und war wie elektrisiert, wenn eines von uns vorschlug: „Erwarten wir heute wieder einmal einen Sonnenaufgang!"

Nach durcharbeiteten Tagen war sie dann die Fröhlichste. Kein Familienfest konnte ohne sie stattfinden, sie genoß alles so restlos. Bei allen Theateraufführungen mußte Tante Fritzchen sich beteiligen und erregte stürmisches Lachen. Sie hielt sich deshalb für ein großes schauspielerisches Talent, was sie absolut nicht war. Sie wirkte nur in jeder Rolle überwältigend komisch, weil sie immer „sie selbst" war.

In einer kleinen Stadt Estlands, Weißenstein, wo wir oft gemeinsam die Sommerferien bei unsern Verwandten verbrachten, überredete ich sie zu den unsinnigsten Unternehmungen. Wir verkleideten uns als Studenten, und wandelten Arm in Arm, Zigaretten rauchend, durchs Städtchen. Sie hatte immer Angst vorher und heiße Reue nachher; hätte es mir aber nie vergeben, wenn ich ohne sie etwas unternommen hätte. Ich verleitete sie einmal, in derselben Verkleidung, in das Haus einer alten frommen Dame einzudringen, und ihr auf den Knien eine stürmische Liebeserklärung zu machen, während ich draußen vor der Türe Wache hielt. Die alte Dame hatte sich sehr erschreckt, was Tante Fritzchen in heiße Seelenkonflikte brachte. Das hielt sie aber nicht einen Augenblick davon ab, ein ander Mal mit mir, in Uniformen verkleidet, mit geschwärzten Gesichtern, Dreispitzen auf den Köpfen, am späten Abend auf einer Leiter in eine Dachstube einzudringen, um eine alte Verwandte zu erschrecken. Sie fürchtete sich vor der Leiter,

fürchtete sich vor dem Hereinsteigen, fürchtete sich vor dem Schrecken, den sie verbreiten könnte, aber sie war im Bann und mußte mit und war nachher stolz auf ihre Tat. Ihre Angste vergaß sie immer völlig.

Aber plötzlich konnte sie dann ihre Würde als Tante empfinden und wollte „Zucht und Gemeinschaft", wie wir immer sagten, aufrecht erhalten, und verlangte Ehrfurcht vor ihrem überlegenen Alter.

Sie liebte keinen Alltag. „Kinder, ist denn gar nichts mehr los?" konnte sie ganz entrüstet fragen, wenn die Tage ereignislos dahingingen.

Auf sie paßte Goethes Wort nicht, das Wort von den schwer zu ertragenden guten Tagen, denn sie vertrug nur die guten Tage, für sie mußte die Sonne immer scheinen. Traurige Zeiten, Sorgen, ja sogar Regenwetter drückten sie vollständig zu Boden. Sie ging dann klagend durchs Haus: „Das kann ich nicht aushalten," sagte sie immer wieder, „Kinder, das geht so nicht weiter."

Rührend primitiv war ihre Frömmigkeit. Sie fürchtete sich vor Menschen, die nicht fromm waren.

„Sie könnten über Religion spotten," sagte sie, „was fängt man dann an!"

Jeden Sonntag ging sie in die Kirche, bei jedem Wind und Wetter; hörte immer denselben Prediger, konnte nie einen Gedanken von der Predigt wiedergeben und sang mit scharfer Stimme und ganz falscher Atemphrasierung alle Choräle von Anfang bis Ende, meist auswendig, mit.

Sie war eine rührende Tochter. Die ganze Liebe ihrer Kinderseele gehörte uneingeschränkt ihrem Vater, den sie mit unermüdlicher Selbstlosigkeit, geduldiger Liebe und Sorgfalt pflegte. Sie war aber sonst wohl sehr egoistisch, bei großer Gutmütigkeit. Es war aber der Egoismus eines

Kindes, das lieber seinen Apfel selbst aufißt, als ihn andern schenkt.

War sie krank, so warf sie sich widerstandslos der Krankheit in die Arme, und jagte damit das ganze Haus durcheinander. Wir sagten immer, wir möchten lieber einen Typhus durchmachen, als daß Tante Fritzchen Schnupfen hätte. Sie fürchtete sich vor jeder Art Schmerzen; zum Zahnarzt konnte keine Macht der Erde sie bringen. Einmal in ihrem Leben war ihr ein Zahn gezogen worden, und bis ins späteste Alter vergaß sie das nicht. Sie wurde dramatisch, sobald sie auf dieses Thema kam. Wir behaupteten, es sei ein ebenso großes Ereignis in ihrem Leben gewesen wie der Einzug der deutschen Truppen 1871 in Berlin, den sie mitmachte.

Klein und groß mischte sie, sowie ihre Person in Betracht kam, immer durcheinander. Da sie von Kindheit an in einer geistig sehr bewegten Atmosphäre gelebt hatte, vermißte sie es, wo sie sie nicht fand.

„Lest mir doch vor," ermunterte sie uns, „ihr wißt, ich kann ohne geistige Anregung nicht leben."

Aber wir behaupteten, „die geistige Anregung" versank wie ein Stein im Brunnen in ihrem Innern, lautlos, ohne daß man jemals irgendeine Spur davon in ihrem Leben merkte. Sie verarbeitete geistig nie etwas.

Eine stete Klage war, sie hätte nichts anzuziehen und besäße kein Kleid.

„Aber Tante Fritzchen," sagten wir dann entrüstet, „du hast so viel Kleider."

„Welche denn zum Beispiel, nenne sie mir doch," sagte sie herausfordernd.

„Nun, z. B. das schwarzseidene."

„Das schwarzseidene," rief sie empört, „das ist doch ein Festkleid, das kann ich nicht rechnen."

„Nun denn das schottische!"

„Das schottische!" und ihre Entrüstung wuchs, „das ist doch viel zu warm, das kann ich nur im Winter tragen."

„Aber das grau-barège."

„Das ist ja nur für heiße Sommertage."

Und so ging es weiter, man konnte sie selten von etwas überzeugen. Trieben wir sie in die Enge, dann hüllte sie sich, wie in eine Toga in ihre Tantenwürde und sagte: „Das ist ja einfach unerhört." Dies Wort war ihre letzte und stärkste Zuflucht.

Es herrscht große Aufregung im Hause. Tante Fritzchen hat verkündigt: „Die Flint kommt zum Flicken." Ein Indianergeheul, angestimmt von Nichten und Neffen, durchtönt das ganze Haus.

„Die Flint kommt, die Flint kommt!"

Die Flint ist eine Flickfrau, die regelmäßig in Großvaters Haus kommt. Sie ist uns interessant, weil ihr Mann ihr gesagt haben soll, als er sie heiratete: „Du bist das dummste Mädchen, das mir je begegnet ist, darum heirate ich dich."

Der Mann ist Steuermann, und wenn er zur See ist, geht sie in auserwählte Häuser, wo sie für dreißig Kopeken den Tag flickt. Von uns läßt sie sich bis zum halben Wahnsinn necken und ängstigen, glaubt alles, fürchtet sich vor allem und ist dabei glückselig.

Sie ist taub auf einem Ohr und kann in dieses Ohr eine Haarnadel so weit hineinstecken, daß sie nicht mehr zu sehen ist. Sie behauptet, sie könne ihr Gehirn damit kratzen, was ihr angenehm sei. Wir fragen Großvater, ob das möglich sei, der uns aber keiner Antwort würdigt.

Ein Freund meiner Vettern ist zu Besuch da. Er ist junger Mediziner, hat seine Militärzeit hinter sich, ist in

Uniform und hat einen langen Säbel. Er soll die Flint ängstigen, das wird ein Hauptspaß!

Am Abend, ehe die Flint kommt, hält Tante Fritzchen eine Rede an uns, sie ist ganz Tantenwürde.

„Hört, was ich euch sage! Ihr werdet mir die Flint dieses Mal in Ruhe lassen. Das letzte Mal schon hat sie fast gar nichts gearbeitet, so habt ihr sie gestört und aufgeregt. Denkt nach, sie bekommt dreißig Kopeken den Tag, das geht nicht wieder so wie das vorige Mal."

Ehrfurchtsloses Lachen ist unsere Antwort.

„Es darf keiner zu ihr herein," sagte Tante Fritzchen weiter, „ich schließe sie ein."

„Nun, wir finden schon Wege, die Flint soll uns nicht entgehen!"

Der Morgen kommt, Flint erscheint, mit Fingerhut und Schere und einem kleinen Kissen, das mit Näh- und Stecknadeln gespickt ist. Sie ist lang, mager, hat ein humoristisches Lächeln um den Mund und eine sorgenvolle Stirn. In den Augen liegt immer ein Staunen. Wir halten uns ganz still, aber Tante Fritzchens Mißtrauen ruht nicht. Sie hat die Flint, die fleißig näht, in ihrem Zimmer untergebracht und sitzt als Wächter bei ihr. Die Sache wird ihr aber bald langweilig, da wir nichts unternehmen. Sie verläßt ihren Posten und läuft mit kleinen, festen Hackenschritten durchs Haus. Sie hält Umschau nach uns, ich glaube, sie hat große Lust zu fragen: „Was ist denn mit euch, ihr macht ja nichts!"

Wir aber haben unsere Taten auf den Nachmittag verlegt, wo Großvater schläft und Tante Fritzchen seinen Schlaf bewacht, in einem weit abliegenden Zimmer des Hauses. Da sind wir sicher, nicht von ihr überrascht zu werden. Tante Fritzchen hat die Flint in ihrem Zimmer eingeschlossen. Dort sitzt sie wohlgeborgen am geöffneten Fenster, Blumenstöcke

stehen auf dem Fensterbrett, und ein Kanarienvogel im Bauer singt friedlich sein kleines Lied. Aber ich glaube, die Flint langweilt sich, sie ist diesen Frieden bei uns nicht gewohnt.

Der Mediziner hat sein Schwert gegürtet, und es kann losgehen. Meine Cousine und ich rufen durchs Schlüsselloch:

„Flint, sehen Sie einmal einen Augenblick aus dem Fenster auf die Straße."

Wie der Blitz fährt der Kopf der Flint heraus, und fährt ebenso schnell wieder mit einem Schrei zurück. Der Mediziner sitzt mit wirrem Haar und wildem Ausdruck auf der breiten Steintreppe und schleift seinen Säbel auf den Treppenstufen. Die Vettern umgeben ihn, wir donnern an die Tür:

„Flint, sehen Sie noch einmal hinaus, sonst geschieht ein Unglück."

„Nicht um die Welt," ist Flints Antwort.

Wir stürzen auf die Straße. Unterdessen haben die jungen Leute Leitern geholt, sie legen sie ans Fenster und klettern hinauf, voran der Mediziner, seinen Säbel in der Faust. Ein furchtbarer Schrei von Flints Lippen erschallt: „Herr Jesus Christus, erbarme dich meiner."

Der Mediziner steht oben auf der Leiter und erzählt Mördergeschichten, den Säbel schwingend, was er alles mit diesem Säbel getan hätte, wie die Köpfe nur so geflogen wären, wie das Blut geströmt hätte! Hinter und neben ihm erscheinen die Gesichter der Vettern und bestätigen jedes Wort das er sagt.

Die Flint hat ihre Arbeit weit fortgeworfen, hält den Kopf jammernd und schreiend in den Händen; es ist ein wahnsinniger Tumult! — Plötzlich — eilige kleine Schritte, Tante Fritzchen hat den Lärm gehört und kommt hinzu. Sie schließt die Tür auf und ist entrüstet.

„So was war doch noch nie, so was habt ihr doch noch nie gewagt," sagt sie. Sie scheucht zornig die Mordgesellen von dem Fenster der Armen, schließt das Fenster; aber ihre Augen funkeln vor Vergnügen, denn heimlich ist sie entzückt von dem Erlebnis, die Sache macht ihr gewaltigen Spaß.

Flint fragt mich nachher vertrauensvoll: „Der junge Doktor war wohl im Kriege, sonst hätte er dies alles ja nicht tun dürfen, dies mit dem Morden und dem Kopfabschlagen?"

„Nein," ist meine Antwort, „er hat alles ganz allein und auf eigene Hand gemacht."

„Mein Jesus, was ist aus dem geworden!" sagt sie außer sich, „das hätte man doch nicht von ihm gedacht!"

Tante Fritzchen ermahnt mich später: „Du hättest das nicht der Flint aufbürden dürfen, das war doch eine Lüge! Und lügen ist immer Sünde, auch im Spaß!

„Im Spaß ist alles erlaubt," ist meine kecke Antwort.

Als mein Großvater starb, wurde sie unsere Hausgenossin, meine Mutter siedelte in Großvaters Wohnung über. Es war keine leichte Zeit, bis sich Tante Fritzchen ins neue Leben fand. Sie konnte nichts tragen und sich in keine Veränderung ihrer gewohnten Lebensweise finden, es gab damals für sie nichts außer ihrer Person und ihrem Schmerz. So zaghaft, leicht erschreckt und kindlich sie war, war sie doch eine der stärksten Naturen, die mir im Leben begegnet sind. Sie lebte sich restlos aus in ihrer Eigenart, wie eine Naturgewalt, war nicht zu überzeugen und nicht zu überwinden.

„Ja, aber ich fühle es doch so, ihr könnt sprechen was ihr wollt, ich fühle es eben anders," sagte sie friedlich und unbeirrt; so blieb sie eigentlich immer Siegerin.

Sie barg eine Fülle von Liebe und Güte in sich. Krän-

kungen und Unrecht, die man ihr angetan hatte, konnte sie absolut vergessen, und sie glaubte und vertraute jedem, wie Kinder glauben und vertrauen.

Da meine Mutter eine ausgedehnte Tätigkeit in der Armenpflege hatte, erwachte der Wunsch in ihr, auch an dieser Arbeit teilzunehmen.

„Es wird nicht gehen," sagten wir, „du wirst dich ja nur betrügen lassen."

Das beleidigte sie.

„Ich bin gar nicht so dumm," sagte sie, „man kann die Menschen schon durchschauen."

Ihr erstes Erlebnis auf diesem Gebiet war folgendes: Es kam ein Bettler zu ihr, der nur mit gekreuzten Beinen gehen konnte. Wir nannten ihn den Kreuzschnabel. Sie ermahnte ihn ernst, das Bettlerleben aufzugeben und irgend etwas zu erlernen. Der Kreuzschnabel sah alles ein und versprach alles. Tante Fritzchen war begeistert, diese Seele war gerettet. Sie bestellte ihn zum andern Tage, an dem sie ihn selbst zum Direktor des Armenvereins führen wollte. Sie hatte sich ausgedacht, der Kreuzschnabel sollte ins Armenhaus und dort das Korbflechten erlernen.

„Er wird nicht kommen," sagten wir skeptisch.

Der andere Tag brach an, und der Kreuzschnabel stellte sich pünktlich ein. Tante Fritzchen triumphierte, sie setzte ihm ein Frühstück vor, um ihn für seine Anständigkeit zu belohnen und machte sich dann auf den Weg mit ihm. Wir sahen ihr alle nach, wie sie die Straße dahinwandelte, sich immer mißtrauisch nach dem Kreuzschnabel umsehend, der wie ein Boot im Sturm hinter ihr drein schaukelte.

Als sie von diesem ersten Armengang zurückkam, fiel sie sprachlos in einen Stuhl. Endlich fand sie Worte:

„O Kinder, was ich erlebt habe, werde ich nie in meinem Leben wieder vergessen."

Sie hatte ihren Schützling glücklich bis zum Armenamt gebracht, er war ihr wie ein Lamm gefolgt und hatte wunderschön und ernst unterwegs geredet. Beim Armenamt angekommen, hatte er Tante Fritzchen den Vorschlag gemacht, nur erst ruhig allein hineinzugehen und sich mit den Herren zu besprechen. Er würde so lange auf den Treppen warten. Sie war drauf eingegangen, hatte sich mit den Herren besprochen und als sie nun hinausgegangen war, um ihn zu holen, war er spurlos verschwunden.

Er muß mit der Schnelligkeit eines Pfeils davongeschnellt sein, wahrscheinlich mit plötzlich grade gewordenen Beinen, denn straßauf straßab war keine Spur mehr von ihm zu sehen gewesen. All die Herren hatten laut gelacht, als sie außer sich zurückgekehrt war und die Flucht ihres Schützlings gemeldet hatte. Man hörte nie mehr wieder etwas vom Kreuzschnabel.

Tante Fritzchens weitere Tätigkeit in der Armenpflege war für uns eine Quelle unerschöpflicher Freuden, und ihre Verhandlungen mit den Armen belauschten wir, wo wir nur irgend konnten.

Da ging es oft hoch her.

„Sagen Sie mir die Wahrheit, sind Sie nun auch wirklich so arm, wie Sie sagen? Ich glaube es Ihnen nicht," hörte man dann Tante Fritzchens Stimme mit unnatürlicher Strenge sagen zu irgend einer heulenden Armen, deren „Fall" sie untersuchen mußte.

Schwüre und Beteuerungen der Armen waren deren Antwort.

„Ich bin so oft betrogen worden," sagte dann Tante Fritzchen, „ich warne Sie davor, mich wieder zu betrügen, seien Sie ehrlich."

Nun kamen Schilderungen eines Elends, wie es noch nie dagewesen war, man hörte dem Ton die Unechtheit an, aber Tante Fritzchen war vollständig überwunden und überzeugt.

„Wenn die mich betrügt, so glaube ich keinem Menschen mehr," sagte sie.

Als sie sich aufmachte, um diese Arme in ihrem eigenen Heim aufzusuchen, zeigte es sich, daß sie von ihr eine vollkommen falsche Adresse erhalten hatte.

Sie verlor unter diesen Umständen die Freude an ihrer Arbeit, sie weinte oft und wurde ganz verwirrt in ihrer Kinderseele.

„Wie kann man nur so betrügen und so lügen," sagte sie dann, „es ist doch eine zu große Sünde."

Sie legte ihre Arbeit nieder, die ihr ihren Frohsinn und ihr Zutrauen zu den Menschen nahm.

Zu ihrem Geburtstag machten wir ihr eine Aufführung, in der alle Armen in einem langen Zuge auftreten mußten, den Beschluß aber machte der Kreuzschnabel, eine direkte Glanzleistung eines Neffen.

So lebten wir Jahre froh und friedlich miteinander, bis schwere Krankheit und hoffnungsloses Leiden meiner Mutter über unser Haus kamen. Da erklärte sie mir eines Tages, sie könne nicht bleiben. Sie war verwirrt und fast tiefsinnig darüber geworden, keine Hilfe, sondern nur eine Last im Hause. Sie zog auf Jahre fort in Verwandtenhäuser, wo die Sonne schien. Ich verstand sie damals nicht und wurde ungerecht gegen sie, jetzt aber weiß ich, daß ihr Schritt eine Selbstrettung war. Sie konnte wirklich kein Leid ertragen und keine Lasten auf sich nehmen, sie wäre daran zugrunde gegangen.

Als meine Mutter nach langen Jahren des Leidens ihre

Augen geschlossen hatte, kam sie wieder zurück, und lebte dann bei mir im Hause. Es ging nicht ohne Kämpfe zwischen uns beiden ab, denn das Gepräge, das ich meinem Hause gab, das schon durch meinen künstlerischen Beruf bedingt war, behagte ihr nicht. Sie wollte ihm ihr Gesicht geben, so wie sie es in unserer Jugend gewohnt war, denn sie ging weder mit der Zeit noch mit den Verhältnissen. Mit ihren scheinbar so schwachen Kräften schwamm sie gegen jeden Strom, der ihr nicht zusagte, aber alles instinktiv, unbewußt.

„Ich weiß nicht, was mit dem Leben ist," sagte sie oft und unzufrieden, „es ist alles anders, wie es früher war, und so ungemütlich. Es wird doch gar nichts mehr unternommen, keine Partien, keine Picknicks. Sogar die Krankheiten sind anders, wie sie früher waren; früher war man einfach krank, wurde gesund oder starb, jetzt hat man immer Bazillen. Es ist alles so fremd und ungewohnt."

Nur wenn die Ferien kamen, lebte sie wieder auf, denn sie kam zu ihrem Recht. Dann gab es wieder Picknicks, man machte Ausflüge, sang, spielte und fuhr im Postwagen auf Pastorate und Güter zum Besuch. Dann war sie wieder unser altes Tante Fritzchen voll Frohsinn und Unternehmungslust.

Als ich auf ein Jahr meinen Haushalt auflösen mußte — ich ging zu Studienzwecken nach Italien —, zog sie zu einem Neffen in eine kleine Stadt Livlands. Da blühte sie auf, dort auf den Kaffees spielte sie eine Rolle und war ein heißbegehrter Gast. Sie war so unbewußt komisch, erzählte dramatisch und oft unzusammenhängend tausend kleine Erlebnisse den aufhorchenden Kleinstädtern. Aber nie kam dabei eine Klatschgeschichte von ihren Lippen, nie ein böses, unfreundliches Wort über ihre Nebenmenschen.

Ihre Geburtstage wurden Völkerfeste für die kleine Stadt

und waren für sie „das Ereignis" des Jahres. Sie zählte ihre Gäste, zählte ihre Geschenke und zählte ihre Briefe. Je größer die Zahl war, umso froher wurde sie.

Jedes Jahr kam sie auf zwei bis drei Monate zu mir zum Besuch. Mit ihren kleinen, harten Schritten lief sie dann wieder eilig durchs Haus, ruhelos und voller Pläne. Rastlos machte sie kleine Besorgungen, und kein Tag durfte zu Ende gehen ohne einen Kaffeebesuch. Kam sie heim, verfolgte sie mich auf Schritt und Tritt, weil sie von ihren Erlebnissen erzählen mußte. Sie hörte nicht eher auf und fand nicht eher Ruhe, bis sie alles berichtet hatte, bis auf die Menschen, die sie auf der Straße gesehen hatte, und was jeder einzelne gesprochen hatte. Sie wurde immer kindlicher und immer intensiver in ihrer Eigenart.

Dann kam der Krieg mit seinen Schrecken und seiner Not, die auch bis in die kleinsten Städte unserer Heimat drangen und alle Harmlosigkeit und Lebensfreude zerstörten.

Nun gab es auch für Tante Fritzchen kein Entfliehen, sie mußte stille halten, denn die Sonne schien nirgendwo mehr bei uns. Tante Fritzchen aber dachte, die Sonne müsse doch in meiner Nähe irgendwie scheinen, und mit der größten Hartnäckigkeit verfolgte sie den Plan zu mir zu kommen so lange, bis sie ihn auch ausführte. Ihre Verzweiflung und ihre Ratlosigkeit waren sehr groß, als sie bei mir angekommen war und den Druck und die Not spürte, die auch bei uns herrschten:

„Es ist ja bei euch noch viel trauriger als in der kleinen Stadt," sagte sie, „ist denn die Freude in der ganzen Welt gestorben?"

Sie konnte sich in gar nichts finden, und ihre Kinderseele flatterte mit angstvollem Flügelschlage umher.

„Es soll eine große Zeit sein!" sagte sie mir einmal entrüstet. „Ich bedanke mich für diese Größe!"

Einen Winter hielt sie es bei mir aus, dann strebte sie wieder zurück in die alten kleinen Verhältnisse. Und dann kam die Befreiung durch das deutsche Heer, und ein Jubel, wie unser Land ihn noch nie gehört, durchbrauste unsere Heimat. Deutsche Soldaten marschierten durch die Straßen auch ihrer kleinen Stadt, und deutsche Offiziere gingen im Hause ihres Neffen aus und ein. Sie erlebte das für sie unaussprechliche Glück, daß deutsche Offiziere zu ihrem Geburtstage auf der Veranda des Hauses Quartett sangen.

Dann hatte die Herrlichkeit ein Ende. Die Deutschen verließen unser Land und die Bolschewiken zogen ein. Eine furchtbare Zeit begann, voller Gefahren, Blut und Entsetzen. Ihre Seele war von Angst und Ratlosigkeit erfüllt. Ihre Hausgenossen mußten fliehen, sie blieb allein zurück, denn sie fürchtete sich zu sehr vor einer Reise, die voll Gefahr und Mühsal war. Sie mußte die Gefangennahme und Ermordung ihres Neffen erleben, es wurde ihr nichts erspart.

Dann erkrankte sie. Sie litt namenlos, aber nur kurze Zeit. Kein Arzt war im Städtchen, der ihr helfen, kein Prediger der sie trösten konnte. Alles war geflohen oder ermordet. Die einzige, die um sie war, war ihre Nichte, die sie mit liebevoller und sanfter Hand pflegte.

„Jesus, nimm mich!" war das letzte, was sie noch stammeln konnte. Voller Ruhe und Würde, wie man sie im Leben nie gekannt, lag sie im Sarge. Ein schlichter, frommer Mann sprach Segensworte an ihrem Grabe. Nur wenige konnten ihrem Sarge folgen, aber Kränze von Frühlingsblumen lagen auf ihm, und über ihm sangen die Lerchen. Die Bolschewiken störten diese Feier nicht.

Nun liegt ihr Grab einsam und verlassen da, niemand

besucht es, niemand pflegt es, denn die, die sie liebten und kannten, sind fortgezogen oder tot. Aber im Frühling singen die Lerchen über ihrem Grab, und wilde Blumen blühen darauf, und darüber steht mit unsichtbarer Schrift geschrieben:

„Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen."

6.

Elschen.

Wer ist Elschen? Ein Menschenkind, für Glück und Sonne geschaffen, kaum 18 Jahre alt. Schlank und anmutig gewachsen, mit goldenem Sonnenhaar, das ihr in tausend Löckchen um die Stirn und im Nacken tanzt, immer in Bewegung, sprudelnd lustig, voller Fragen und Lachen. Sie ist so voller Spannung und Neugierde, was ihr wohl das Leben bringt; aber eigentlich denkt sie, es lohnt gar nicht neugierig zu sein, schön ist es sicher, denn jeder Tag bringt neue Freuden und so wird es immer weiter gehen bis ein ganz besonders großes Glück kommt, aber wie dies Glück aussehen wird, darüber denkt sie nie nach.

Sie ist mutterlos. Wie eine helle Frühlingsblüte wehte sie eines Tages zu mir herein und ihr Vater legte mir sein einziges Töchterlein ans Herz. Scheu, erwartungsvoll und verschlossen in einer Art kindlichem Trotz, so lebte sie eine Weile neben mir her, bis sie sich aufschloß, aufblühte und mein Leben mit Sonnenschein erfüllte.

Nun sollten wir beide den Sommer auf dem Lande zubringen, in einer einsamen Forstei tief im Walde.

Der Dampfer, der uns aufnehmen soll, liegt bereit. Elschen sitzt neben mir auf dem Verdeck, ein breiter weißer Strohhut umschattet ihr zartes Gesicht, wie ein Vogel wendet sie ihr Köpfchen hin und her. Sie muß alles sehen und ihre

großen Augen lachen und strahlen. Nun setzt sich der Dampfer langsam in Bewegung, das Wasser rauscht auf, bald schwimmen wir mitten im Strom dem Peipussee zu.

Stunde um Stunde geht es den Fluß hinab, friedlich gleitet der Dampfer zwischen den Ufern hin. Es geht an Wiesen voller Lerchenjubel vorbei, weite Kornfelder wehen im Wind, schöne alte Herrensitze gleiten an uns vorüber, die vornehm und still von Bäumen umschattet in der Sommersonne träumen. Dazwischen ein Steg, der ins Wasser hineingebaut ist. Mägde knien drauf und spülen Wäsche in dem fließenden Strom. Ihre bunten Röcke und grellroten Kopftücher leuchten in der Sonne. Kinder spielen im Sande an dem flachen Ufer, ihr Lachen und Rufen tönt über das Wasser hin. Dann geht es wieder durch tiefe Einsamkeit an Wiesen und Feldern vorüber, Stille, Lerchenjubel, blauer Himmel und Gras und Wiesendüfte und tiefe selige Sommerstille. Wie schön und still ist doch meine Heimat, wie voll weltferner Freude. So fahren wir Stunden um Stunden. Jetzt verbreitert sich der Fluß, er mündet in den Peipussee. Die Ufer treten zurück, weite blaue Wasserfläche, so weit das Auge reicht, so geht es wieder stundenlang. Plötzlich macht das Schiff eine scharfe Biegung dem Ufer zu, wir nähern uns dem Lande und legen an. Bald sind wir von kleinen Booten umringt, die aus dem Schilf des Ufers hervorstießen, Elschen und ich müssen aussteigen. Unsere Sachen werden in eins der Boote herabgelassen, wir klettern auf einer primitiven Strickleiter nach. Nun ist alles im Boot untergebracht, Sitze gibt es keine, wir müssen auf unsern Koffern Platz nehmen, und einige rasche Ruderschläge entfernen uns vom Dampfer, der sich langsam und majestätisch wieder in Bewegung setzt. Unser Boot gleitet auf einem schmalen Flüßchen zwischen Wiesen und

Feldern hin. Nun ist der Lerchenjubel ganz nahe. Hohes Schilf, Kalmus fassen die Ufer des Flüßchens ein, die von unserem Boot gestreift werden. Ein wunderbarer Duft von frischem Kalmus, Wasser und Heu erfüllt die Luft. Elschen ist außer sich vor Glückseligkeit, sie läßt ihre Hände im klaren Wasser spielen und jauchzt mit den Lerchen um die Wette, dann wird sie müde und sitzt still auf ihrem kleinen Koffer, ihr Hut ruht im Schoß, die blonden Löckchen wehen im Winde. Das Boot wird von zwei Bauernmädchen geführt, die in der Tracht der Settokesen sind, einem estnisch-russischen Volksstamm, der in Dörfern am Peipussee lebt. Wunderschön sehen sie aus mit den schmalen braunen Gesichtern, den blendend weißen Zähnen, den hellen frohen Augen. Um die Stirn windet sich fest das weiße Leinentuch, das den ganzen Kopf einhüllt und in breiten schön gestickten Borten endend, ihnen lang über den Rücken fällt. Die schlanken, kräftigen Gestalten sind in knappe, weiße Mäntel gehüllt, die von dem Gürtel an in dichten Falten bis auf die Füße fallen. Die Füße stecken in Bastschuhen und weißen Strümpfen, um den Hals blitzen altertümliche Silberketten. Endlich hält das Boot am Landungssteg, Männer in dunkler Bauerntracht, Frauen in weißen Mänteln, mit den weißen Leinentüchern um die Stirn, empfangen uns mit Lärm und Lachen. Unter ihnen erblicke ich den Förster, strahlend freundlich schwenkt er seinen Hut zum Willkommen, dick und behäbig steht er da, braun gebrannt und mit lustigen Augen — ein Bild der Freude und des Behagens. Kräftige Männerarme tragen uns ans sandige Ufer. Wir begrüßen den Förster, der uns zu seinem Wagen führt. Ein seltsam altmodisch gelb angestrichenes Gefährt, auf das er sehr stolz ist, denn er hat es selbst erbaut. Halb russischer Terantas, halb livländische

Liniendroschke; zwei struppige kleine Pferdchen sind davor gespannt. Dann klettert er auf den Bock, nimmt die Leine in die Hand und lenkt selbst die Pferde. Wir haben uns unterdessen im Wagen eingerichtet mit Koffern und Schachteln. Der Förster klatscht lustig mit der Peitsche, die Pferde ziehen an, und fort geht es in den warmen Sommerabend hinein. Welch süßer Duft steigt aus den Kleefeldern und Wiesen. Aber wir kommen nicht schnell vorwärts, es gibt immer wieder einen Aufenthalt. Elschen ist außer sich vor Glück über die wilden Rosen, die in großen Büschen an den Grabenrändern blühen, sie fleht und bittet, man möchte halten, damit sie sie pflücken kann; sie stürzt fast aus dem Wagen vor Eifer, wenn der Förster nicht schnell genug die Pferde zum Stehen bringt. Ich will protestieren, aber der Förster hat sofort Partei für sie genommen. Das junge, helle Menschenkind mit dem Goldhaar und der kindlichen Lebensfreude hat sein Herz im Sturm genommen, er kann ihr von vornherein nichts abschlagen. Elschen kniet in den Wiesen und pflückt Blumen, Arme voll, bis ich energisch Einsprache erhebe, denn wenn es so weiter geht, kommen wir in der Dunkelheit heim, und Frau Maria wartet mit dem Abendessen.

Nun hat uns der Waldesschatten aufgenommen, wir fahren einen schmalen Waldweg hin zwischen dunklen Tannen, durch die lichte Birken wie helle Fahnen wehen. Zwischen den Stämmen liegt schon die Dämmerung, doch in den Gipfeln der Bäume spielen noch goldene Sonnenlichter. Keine Menschenseele weit und breit, kein Laut einer Menschenstimme, dazwischen nur ein verirrter Vogelruf, das Gurren der wilden Tauben; und von weitem her aus einem fernen Gehöft, hört man das Anschlagen eines Hundes. Wir fahren durch die tiefe Stille, der Wald will kein Ende nehmen. Endlich kommen wir auf eine Lichtung

hinaus, die Abendsonne strahlt golden über die Wiesen, und unter blühenden Büschen, von wildem Wein umrankt, liegt vor uns die Forstei. Ein schmuckloses Häuschen mit großer Veranda und breiter weißer Holztreppe, Hirschgeweih am Dachgiebel, klein und niedrig, aber vergoldet von den Strahlen der Abendsonne und dicht überrankt von wildem Wein. Auf der obersten Stufe der Verandatreppe steht Frau Maria, die Försterin. Im weißen, selbstgesponnenen und selbstgewebten Kleide. Sie ist groß, schlank und blauäugig. Alles an ihr ist hell, Herzensgüte und Liebe strahlen aus ihren blauen Augen.

Sie breitet die Arme nach uns aus, und als wir die Treppenstufen der Veranda emporsteigen und sie uns empfängt, wissen wir, daß hier ein Stück Heimat für uns ist, in der wir geborgen ausruhen können! Sie führt uns in unser mit so viel Liebe eingerichtetes Stübchen; wie schlicht ist alles, aber blitzend von Sauberkeit und überall spürt man liebevolle Hände. Läufer aus weißer Leinwand liegen auf der blendend gescheuerten Diele, die Fenster sind weit geöffnet und köstliche Waldluft strömt herein. Ein zarter Duft erfüllt das ganze Zimmer, er kommt von den Nachtschatten, die in einer Schale von Kristall auf dem Tisch stehen. Wir reinigen uns vom Reisestaub, Frau Maria hat uns verlassen mit der strengen Weisung, sobald es möglich ist zum Abendessen bereit zu sein.

Elschen steht am Fenster, sie hat die Hände ineinander geschlungen, blickt hinaus und ist ganz still. Ich sehe ihr liebliches Profil gegen den Abendhimmel. Sie wendet sich langsam ins Zimmer zu mir: „Frau Maria ist gut," sagt sie leise, ihr mutterloses Herz das sonst so leicht und sorglos schlägt, hat die mütterliche Liebe in Frau Maria gespürt und fliegt ihr entgegen.

Bald sitzen wir im kleinen Speisezimmer, in dessen Fenster die Weinranken hinein nicken.

Auf dem blendend weißen Tischtuch, das von Frau Marias fleißigen Händen gewebt ist, steht das Abendessen, lauter Herrlichkeiten für uns Städter, Eier, Butter, Schinken, saure Milch und für Elschen ein großes Glas dicker Sahne, was sie mit Entzücken erfüllt. Ihr Ernst ist verflogen, sie schwatzt und lacht, quält den Förster bereits in der ersten Stunde er möchte sie auf die Jagd mitnehmen, sie wolle durchaus schießen lernen. Der Förster verspricht alles, er ist völlig wehrlos dieser Holdseligkeit gegenüber, sogar reiten will sie auf einem von den kleinen zottigen Pferdchen, er verspricht auch das; obschon er ganz genau weiß daß er sie bei der Arbeit nicht entbehren kann.

Unterdessen ist die Sonne untergegangen, die lichte Dämmerung einer nordischen Sommernacht liegt über der ganzen Welt. Wir gehen in den Garten hinaus und wandern ein Stückchen über die Landstraße zwischen duftenden Wiesen und Feldern hin, auf die der Nachttau fiel. Das Haus liegt auf einer Lichtung die von Gärten umgeben ist, über dem Walde steht das Abendrot, Tannen- und Birkendüfte liegen schwer in der Luft. Im Obstgarten schimmern, vom Rasenplatz her, breite Streifen von weißer Leinwand die in Sonne und Mondlicht bleichen sollen. Es ist nur ein kurzer Gang, denn Frau Maria treibt uns in die Betten, viele schöne sonnige Tage liegen ja noch vor uns. Ach, und nun kommen Zeiten so voller Frieden, so voll einsamer Schönheit, so voll unaussprechlicher Stille, wie man sie nur in unserer Heimat erlebt! Weit, unendlich weit lag das Leben der Welt mit seiner Unruhe und seinen Ansprüchen an jede Stunde des Tages. Diese Einsamkeit aber war durchstrahlt und belebt von sorgender Liebe, die stark wie ein Strom von

Frau Maria ausging. Sie, die Kinderlose, trug die unverbrauchte Mutterliebe in alles und jedes was in ihre gesegneten Hände kam, und alles gedieh, Menschen, Blumen, Pflanzen und Tiere.

Wenn sie über den Hof ging, gab es immer ein großes Ehrengeleit, Hühner, Enten, Hunde, Kälber und kleine Schweine folgten ihr, und sie kannte sie alle und rief sie beim Namen. Elschen ist selig, ihr Lachen und Jauchzen klingt durchs Haus; durch Hof und Garten und aus dem Walde tönt ihre goldene Stimme, und ihre Lieder schwingen sich über die Wipfel der Bäume.

Sie wird vom Försterpaar namenlos verwöhnt, jeder Wunsch wird ihr erfüllt. Ich versuche vergebens Einhalt zu tun, sie wird mir gar zu übermütig. Der Förster bringt ihr ein kleines Reh aus dem Walde, und sie hat es sich in den Kopf gesetzt, es in ihrem Bett schlafen zu lassen. Sie trägt das kleine Tier mit den wunderbaren Augen, die so still und ernsthaft blicken, in ihren Armen wie ein kleines Kind, und es kostet Tränen als ich es durchsetze, daß das Tierchen wieder in den Wald gebracht wird zu seiner Mutter.

Eines Tages erklärt sie, sie will spinnen lernen, und Frau Maria müht sich, ihr diese Kunst beizubringen. Aber es ist gar zu mühsam, der Faden reißt beständig und Elschen meint plötzlich, das Weben müßte wohl leichter sein, und eines Tages ist sie fest entschlossen weben zu lernen. Und Frau Maria in ihrer Güte ist wieder bereit, es sie zu lehren. Nun sitzt Elschen vor dem großen Webstuhl in der Webkammer. Es ist still und kühl dort und es riecht nach Flachs. Vor dem Fenster blüht ein großer Jasminbusch, Jasminduft und Sonnenstrahlen ziehen durchs geöffnete Fenster hinein. Elschen ist voller Eifer und Ungeduld. Frau Maria steht neben ihr und erklärt ihr wie das Schiffchen

fliegen muß. Der Förster lehnt in der Tür, raucht sein kurzes Pfeifchen und sieht behaglich lächelnd den beiden zu. Aber Elschen verwirrt die Fäden, das Schiffchen fliegt einen falschen Weg, und sie gibt es bald wieder auf.

Eines Tages erklärt sie, sie wolle im Bienengarten schlafen. Eine Hängematte wird zwischen zwei Apfelbäumen befestigt und Elschen wird abends hineingebettet. Die Nacht ist still und sommerlich, die Luft voller Duft nach warmem Wachs und Honig, in den Bienenstöcken summt es verträumt, vom Walde klingt das Rufen verschlafener Vögel, und über allem steht der Himmel voll funkelnder Sterne. Sie kann am andern Morgen gar nicht genug erzählen, wie wunderbar schön die Nacht war. Wie Schwalbenrufe sie früh morgens erweckten und wie der Tau feucht und kühl auf ihrem Haar und Gesicht gelegen.

Die Tage werden heißer, die Nächte in den niedrigen Zimmern unerträglich, wir beide schlagen unser Nachtlager oben auf dem Heuboden auf, dort ist es kühl und es schläft sich gut in dem duftenden Heu. Manche Nacht weckt mich Elschen: „Du darfst nicht schlafen, die Welt ist zu schön," sagt sie und wir setzen uns in unsern weißen Nachtgewändern auf die Schwelle der Türe und blicken hinaus in die lichte schöne Sommernacht. Kerga, der große Hofhund, macht die Runde durch Hof und Garten, er kommt sachte die Treppe heraufgeschlichen als er uns erblickt. Er sitzt dicht an Elschens Knie geschmiegt und blickt mit wachsamen Augen auf den stillen Hof; wenn ihm dort etwas nicht richtig scheint, läßt er ein leises, mißbilligendes Knurren hören. Über dem Walde steht der Abendstern. Vom Ententeich klingt hier und da ein verschlafener Ruf, und vom Walde herüber tönen leise Vogelstimmen, von den Feldern hört man das Schnarren des Erdkrebses. Wir schweigen beide, und unser Herz

ist voll Frieden wie die Welt um uns. Manchmal wachen wir in der Nacht vom Regen auf. Es ist ein seltsames Geräusch wenn er über uns aufs Strohdach herabrauscht, man liegt geborgen im weichen Heu das so süß duftet, zwischen Wachen und Schlaf und träumt die Träume, „die man in der Kindheit träumte".

Es wird Besuch erwartet, ein Verwandter des Försters kommt. Er ist Pastor in einer entfernten Gemeinde, und alles freut sich auf diesen seltenen Gast. Frau Maria ist den ganzen Tag in der Küche, sie backt und schmort und ihr weißes Gesicht ist vom Küchenfeuer gerötet. Elschen ist überall, will helfen und ist immer im Wege. Sie vertraut Frau Maria an, daß sie Pastoren über alles liebe, und will wissen ob der Pastor jung ist!

Endlich fährt der Wagen vor, und der Pastor steigt aus. Er kommt die Treppe herauf, ist schlank, blond und ernsthaft. Alle begrüßen ihn aufs wärmste, nur Elschen ist enttäuscht: „Er ist ja schon alt, gewiß 35 Jahre." Der Pastor hat eine stille aufmerksame Art, nichts entgeht seinem klaren Blick, er fügt sich in unser friedliches Idyll, als hätte er immer dazu gehört, und doch spürt man ihn überall in seiner klugen geistigen Art. Elschen wird ganz zutraulich, sie vergißt sogar, daß der Pastor „so alt" ist, schwatzt und lacht, und in des Pastors stillen Augen liegt ein Leuchten. Unser Gast muß wieder fort, es ist der letzte Abend den er bei uns verbringen kann.

Wir sind auf der Veranda versammelt und die Dämmerung erfüllt die ganze Welt. Frau Maria und ihr Mann sitzen auf der obersten Treppenstufe Hand in Hand, Elschen hat eine kleine Holzbank an meinen Stuhl herangeschoben und hat sich an meine Knie geschmiegt, die Hände auf dem Schoß verschlungen. So sitzt sie am liebsten in der Dämmer-

stunde. Der Pastor steht etwas abseits an einen Pfosten der Veranda gelehnt. Er ist ganz beredt, der Schweigsame, seine Stimme klingt schwingend und dunkel durch die Stille. Die Luft ist schwer von Jasmin und Heuduft. Er erzählt von seinem Leben, seiner einsamen Arbeit an harten Bauernseelen, er schildert sein Haus, sein Pastorat, wie es weiß und still im Schatten alter Lindenbäume ruht. Die Fenster sind weit offen und der Lindenduft erfüllt alle Räume, er dringt sogar bis in sein Studierzimmer, wo viele stille Kämpfe gekämpft und ernste heilige Gedanken gedacht werden. Wir hören der dunklen Stimme zu und blicken in ein Leben das voller Arbeit und Entsagung ist. Plötzlich erhebt Elschen ihre helle Stimme:

„Kann ich nicht einmal mit Ihnen fahren und das Haus besehen?" Alles lacht, Elschen ist beleidigt und verwirrt.

„Was ist denn dabei," fragt sie in ihrer Verlegenheit, „warum soll ich nicht die Linden sehen und das weiße Haus?" Der Pastor hat nicht mitgelacht.

Als wir spät abends auf der Schwelle unseres Heubodens sitzen, ist Elschen immer noch entrüstet, daß wir über sie gelacht haben, „und Frau Maria," sagt sie zornig, „meint noch dazu, ich kann nicht ins Pastorat fahren, ‚denn man trägt nicht den Feuerbrand in sein eigenes Haus.' Wie darf sie nur so etwas sagen, was würde ich denn dort tun?"

Ich schicke sie endlich zu Bett, grollend und leise widersprechend geht sie; in festem Kinderschlaf ruht noch diese Seele, wer wird sie wecken?

Es ist Morgen und Zeit für den Pastor abzureisen. Elschen hat nur Augen für seine Pferde, die sie mit Brot füttert. Er steht in Reisekleidern auf der Treppe und in seinem Blick liegt Trauer. Auf meinen Ruf kommt Elschen

herbei, er hält ihre Hand in der seinen, sie aber sieht nur nach den Pferden und hat für sonst nichts Interesse.

„Nun, und wann kommen Sie das weiße stille Haus besehen?" fragte er, „es darf nicht zu lange dauern, sonst verblühen die Linden."

„Ich darf ja nicht," sagte Elschen gekränkt, „sie erlauben es mir nicht." Des Pastors Stirn ist gerötet, als er in den Wagen steigt.

Nun ist es wieder still in der Forstei, und unser Idyll spinnt sich weiter. Elschen will schießen lernen, sie bittet und quält den Förster bis er ihr eine Flinte gibt und ihr die Griffe zeigt. Aber als sie die Flinte in der Hand hält, fürchtet sie sich und wagt nicht sie abzuschießen; aber auf die Jagd will sie trotzdem.

Es ist Abend, der Buschwächter hat die Nachricht gebracht daß Rehe sich auf der Waldwiese gezeigt haben.

Die Liniendroschke steht vor der Tür, der Förster und der Buschwächter, Elschen und ich, wir fahren in die lichte Abendwelt hinein. Die Sonne ist untergegangen, alles ist hell, der Himmel durchsichtig voll strahlenden Lichtes. Nun sind wir an einem kleinen Bauerngehöft angelangt, dort werden Pferd und Wagen abgestellt und wir wandern zu Fuß durch die Wiesen, auf denen der Abendtau liegt. Bald nimmt uns der Wald auf in dem es schon dämmert, es duftet nach Harz, Tannen und Nachtschatten. Der Förster bedeutet uns zu schweigen, kein Laut darf uns verraten, denn die Rehe sind scheu. Nun ist der Waldrand erreicht, eine weite Wiese, von Wald umgrenzt, liegt vor uns. Wir setzen uns auf einen umgehauenen Baumstamm, der Förster steht in einiger Entfernung von uns, die Flinte im Arm, neben ihm der Buschwächter.

Von der Wiese weht frischer Birkenduft und der starke

aromatische Geruch der Pirola, die unter den Büschen blüht.

Leise Vogelstimmen klingen vom Walde herüber, bald schweigen auch die, und die Stille wird immer tiefer.

Da hebt der Förster die Hand und deutet auf den gegenüberliegenden Waldrand. Drei Rehe treten zwischen den Stämmen hervor, vorsichtig lugen sie nach allen Seiten, die feinen Köpfchen auf schlankem Halse bewegen sich voller Anmut und Schönheit.

Es ist alles still, sie fühlen sich sicher. Der Rehbock setzt in zierlichen leichten Sprüngen über den Graben, mit ein paar Sätzen ist er mitten auf der Wiese, die beiden andern Rehe folgen ihm. Sie fangen friedlich an zu grasen, heben dazwischen ihre schlanken Köpfchen aus dem hohen Gras, lauschen, und grasen dann ruhig weiter.

Es ist ein entzückendes Bild!

Da hebt der Förster sachte seine Flinte, er drückt sie an die Wange und zielt — ein gellender Schrei durchschneidet plötzlich die Stille, er kommt von Elschens Lippen: „Schießen Sie nicht!" sie ist aufgesprungen und auf ihn zugestürzt, sie zerrt ihn am Arm und will ihm die Flinte entreißen, sie schluchzt und weint:

„Sie werden doch diese bezaubernden Tiere nicht morden, Sie sind grausam, das ist ja eine Sünde!"

In wilden Sätzen sind die Rehe im Walde verschwunden.

Der Förster hat seine Flinte gesichert und hat sie unter den Arm genommen: „Aber wir sind doch hier auf der Jagd," sagt er ganz verblüfft, „was haben Sie sich denn eigentlich gedacht?"

Ach, Elschen hat sich gar nichts gedacht:

„Ich dachte, die Jagd wäre etwas Schönes," sagt sie beklommen, „nun ist sie aber etwas Entsetzliches."

Wir wandern wieder zum Bauerngehöft. Der Förster ist ein wenig ärgerlich.

„Damen nehme ich nie mehr mit, wenn ich auf die Jagd gehe," brummte er, „das ist ja unerhört!"

Es ist wieder ein Gast da, ein Verwandter von Frau Maria, ein Student, hübsch und lustig ist er, und er und Elschen sind bald die besten Freunde. Sie sind immer zusammen, necken einander den ganzen Tag und das Lachen nimmt kein Ende. Eines Abends, als Elschen und ich wieder auf der Türschwelle sitzen, muß sie mir etwas anvertrauen, sie ist dabei so aufgeregt und voller Eifer, daß ihre Worte sich nur so überstürzen:

„Kannst du dir so etwas vorstellen," sagt sie, der „Student ist heimlich verlobt, seine Braut ist sehr schön, und sie schreiben sich richtige Liebesbriefe, und es ist ein großes, großes Geheimnis, er hat es mir heute anvertraut, ich darf es keinem weiter erzählen, außer dir natürlich. — Ach, wie schrecklich ist's, daß man nicht mit allen darüber sprechen kann! Aber ein Geheimnis ist doch auch etwas Wundervolles!" So schwatzt und fragt sie, will nicht zur Ruhe gehen, und will wissen was nun schöner sei, eine heimliche oder eine öffentliche Verlobung.

„Aber," und plötzlich wird ihr junges Gesicht ernst, „das schönste ist doch eine Künstlerin zu sein!"

Ich bin ganz erschrocken, denn ich habe nie geahnt, daß ihre Gedanken solche Wege gehen. Ich lege den Arm um sie, als müsse ich sie schützen.

Die Briefpost, die nur zweimal in der Woche in unsere Einsamkeit kommt, ist da, das ganze Haus versammelt sich, wenn die Brieftasche geöffnet wird, was ein fast feierlicher Moment ist, denn es ist ein Klang aus der wirklichen Welt, der in unser Traumland dringt.

Der Student hat einen Brief, er öffnet ihn nicht, was der Förster staunend bemerkt, und steckt ihn errötend in die Tasche. Elschen kann sich vor Lachen kaum halten. Auch der Förster hat einen Brief, den er mit überraschtem Lächeln öffnet, er ist vom Pastor, der seinen Besuch wieder für die nächsten Tage ankündigt. Elschen stößt einen Freudenschrei aus, alles freut sich mit ihr. Nur Frau Maria ist ein wenig sorgenvoll:

„Wo bring ich ihn nur unter, das kleine Häuschen hat keinen Raum mehr!"

Aber der Förster weiß Rat:

„Wir haben ja noch einen zweiten Heuboden, da ziehen wir hin und der Pastor hat sein schönes stilles Zimmer."

Nun ist der Tag seiner Ankunft da. Elschen und der Student beteiligen sich eifrig beim Backen, aber da sie so viel vom Kuchenteig essen, verliert sogar Frau Maria die Geduld und treibt sie aus ihrer hellen, sauberen Küche.

Es ist gegen Abend, das ganze Haus wartet auf den lieben Gast.

Elschen im weißen gestickten Kleide, will durchaus dem Pastor entgegenlaufen und ist etwas beleidigt, als ich sie davon abhalten will. Da, als wir noch darüber verhandeln, kommt der Wagen schon aus dem Walde heraus, und die Pferde halten bald vor der Veranda. Elschen tanzt um den Wagen, und als der Pastor aussteigt ist sein Gesicht ganz rot und seine Augen strahlen.

Wir leben harmonische Tage, aber der Pastor ist sehr still und in sich gekehrt, und wenn Elschen so lustig mit dem Studenten verkehrt, folgen seine Augen den beiden oft mit fragendem, traurigem Blick. — Nun muß unser Gast heimreisen.

Wir sitzen im Abenddämmern wieder auf der Veranda

beisammen und Elschen fragt ob die Linden noch blühen und ums Haus duften.

„Nein," sagt der Pastor mit seiner dunklen Stimme, „sie sind verblüht! Aber nun blühen die Rosen und duften, und der Rosenduft zieht durch alle Zimmer wie ein Geheimnis, so leise und so süß."

Alles schweigt, aber Elschen meint, sie möchte das Haus doch lieber sehen, wenn die Linden blühen.

Nun ist der Pastor fortgefahren. Als er Abschied nimmt, ist Elschen spurlos verschwunden, und er ist still und bleich. Als wir abends wieder zusammen auf unserer Türschwelle sitzen, ist Elschen stumm, und plötzlich fängt sie an zu weinen wie ein kleines Kind. „Ich kann den Pastor nicht heiraten, das kann keiner von mir verlangen!" Und dann stürzt es aus ihr heraus, „heute früh hat er mich gefragt, ob ich ihn heiraten will, aber ich kann nicht, ich kann nicht, ich will überhaupt nicht heiraten, ich will Künstlerin werden, ich will zum Theater, wenn ich das nicht darf, will ich nicht mehr weiter leben." Sie hebt ihr tränenüberströmtes Gesicht zu mir empor, ein fremder Zug liegt darin, den ich bei ihr noch nie gesehen, ihr Gesicht ist fast hart. Ich bin ganz stumm vor Schrecken, fasse ihre Hand und nehme sie in meine Arme, als müsse ich sie schützen. Was ahnt dieses Kind von dem Wege, den sie sich so heiß ersehnt! und ich fühle es mit ahnungsvollem Schmerz, daß sie weit weg von mir gehen wird, und ich werde sie nicht halten können.

Das war der letzte Sommer, den wir im Frieden der Forstei verbrachten.

Im Sommer darauf brach der Weltkrieg aus, und trug Entsetzen und Leid auch in unser Land. Und dann kam die Revolution mit ihrem Gefolge von Jammer und Elend, und zerstörte, was blühte und sich freute.

Ein Trümmerhaufen bezeichnete die Stelle wo das kleine Haus gestanden hatte, in dem so viel Liebe und Sonne wohnten.

Den Förster hatten sie ermordet.

Frau Maria lebt unter fremden Menschen. Die strahlende Helle ihres Wesens ist verschwunden, sie ist still und blaß geworden. Aber ihre Hände blieben gesegnet, weil sie zu einem Herzen gehörten, das zu lieben verstand.

Elschens junges Leben wurde auch vom Kriegssturm erfaßt. Er riß sie fort von mir, und ihr Leben wurde für immer von dem meinen geschieden!

7.

Die Flickerin.

Ich komme aus meinem Arbeitszimmer, mein Mädchen hat mir meine alte Flickfrau gemeldet, die auf mich wartet. Ich trete ins halbdunkle Vorzimmer und sehe sie dort auf einem Stuhl sitzen. Kerzengerade sitzt sie da, streng und hager ist ihr Gesicht, das an einen alten Holzschnitt erinnert. Ein schwarzes Hütchen umschließt es, das unterm Kinn mit breiten seidenen Bändern in eine große Schleife gebunden ist. Ein schwarzer Mantel umhüllt die magere Gestalt, ihre Hände stecken in schwarzen, gestrickten Handschuhen und halten einen großen Beutel auf dem Schoß fest. Der Beutel ist gestickt, ein Hundekopf mit Perlaugen, unter einem Kranz von Rosen.

Sie ist bescheiden, aber peinlich ordentlich gekleidet, alles in ihrem Anzug ist alt, aber sorgfältig gehalten.

Wie sie so dasitzt, ist sie der lebende Protest gegen alles und jedes, ich gehe eilig auf sie zu und strecke ihr die Hand entgegen: „Guten Tag, Frau Groß! Warum sitzen Sie aber hier im Dunkeln im Vorzimmer?"

Sie hat sich erhoben und mich begrüßt. „Hier gehöre ich hin," sagt sie gemessen, „ich bin wohl eine deutsche Frau und brauchte keine Impertinenz von einem Dienstmädchen zu dulden. Aber Ihr Mädchen hat mich nun einmal hierher gewiesen, und ich bin es nicht gewohnt, mich vorzudrängen!"

O weh! Nun ist sie beleidigt, da hält es schwer, sie wieder zu versöhnen.

Ich fasse lachend ihre Hand. „Das war ein Versehen," sage ich, „kommen Sie nur zu mir ins Speisezimmer, in meinem Hause beleidigt Sie niemand, das wissen Sie." Sie folgt mir, aber versöhnt ist sie noch lange nicht. „Setzen Sie sich zu mir, und essen Sie einen Teller Suppe mit mir!"

„Ich danke," sagt sie ablehnend, „ich habe gespeist und bin dessen nicht mehr benötigt!" Ich drücke sie auf einen Stuhl, und nehme ihr den Beutel aus der Hand.

„Wissen Sie, was Sie sind? Eine hochmütige alte Person sind Sie!"

„Ich gebe es zu, ich bin ein wenig stolz," sagt sie fest, „aber das ist auch mein einziger Fehler!"

Endlich läßt sie sich überreden, von der Suppe zu essen. Sie nimmt prüfend einen Löffel zu sich: „die Suppe ist gut," sagt sie dann und löffelt sie mit einer gewissen Feierlichkeit aus — sie schweigt.

Ich weiß ein Zaubermittel, das ihr Herz weich machen muß. „Frau Groß," sage ich, „ich habe Arbeit für Sie."

„Flickarbeit?" fragt sie kühl.

„Nein, neue Wäsche, drei neue Hemden sollen Sie nähen mit Einsätzen und Spitzen." Ein Freudenstrahl fliegt über ihr Gesicht, erlischt aber sofort wieder.

„Nach welchem Schnitt?" fragt sie mißtrauisch.

„Ich habe einen sehr guten," sage ich, aber sie unterbricht mich:

„Ihr Schnitt ist nicht gut, ich kenne ihn!"

„Nun, dann nehmen Sie Ihren eigenen." Jetzt endlich ist der Bann gebrochen, sie ist strahlend freundlich; nach dem Essen bringe ich ihr den Stoff, sie mißt ihn aus, prüft die Einsätze und lobt alles.

Vor Eifer sinkt ihr Hütchen ihr in den Nacken: „Ich nehme den Schnitt von Frau Konsul," sagt sie eifrig, „alles mit Säumchen, die mache ich ganz besonders fein, so macht sie nicht leicht eine andere."

Sie hat ihre Kränkung völlig vergessen, plaudert und erzählt aus ihrem Leben. Wie gut sie es gehabt hatte, als ihr Mann, der deutscher Handwerker war, noch lebte. Nach seinem Tode sei es nicht ganz leicht für sie gewesen, ihr Leben zu gestalten. Da habe sie mit dem Nähen angefangen. „Sogar Blusen habe ich genäht," sagt sie stolz, „man war immer sehr zufrieden mit mir." So wie sie von sich spricht, bekommt ihr Ton immer eine gewisse Feierlichkeit.

Nur mit den Dienstboten habe sie sich nie recht vertragen können, denn „ich lasse mir nichts bieten!"

Ich bringe das Gespräch auf das Stift, in dem sie lebt, das ist ein ergiebiges Thema, eine Quelle endlosen Spasses für mich. „Wie geht es denn da," frage ich, „halten die alten Damen Frieden untereinander?" „Frieden?! Man könnte schon Frieden haben, wenn die Charaktere nicht wären. Aber es sind ja nicht nur Deutsche drin, sondern auch Fremde, sogar Litauer, was kann man von solchem Geblüt erwarten?"

Ich erkundige mich nach ihrer Todfeindin, Frau Kalning. Wilder Haß funkelt bei diesem Namen in ihren Blicken. Sie richtet sich hoch auf, ihr Gesicht wird hart wie Stein.

„Die Kalning ärgert mich ins Grab," sagt sie zornig und sie erzählt von Frau Kalnings letzter Niedertracht. Sie bewohnt mit vier andern alten Frauen ein großes Zimmer; jede Frau hat ihren kleinen, in diesem Zimmer abgeteilten Raum, wo sie ihre Habseligkeiten stehen hat. Nun ist Frau Kalning ihre Nachbarin, jeden Laut hört man von einem Raum zum andern. Abends, wenn sie eben beim Ein-

schlafen sei, erhöbe Frau Kalning ihre Stimme und räuspere laut, um sie zu stören. „Natürlich huste ich als Antwort, denn ich lasse mir nichts bieten, so laut ich irgend kann! Denken Sie, die Person hört auf? Ganz im Gegenteil, sie räuspert eher stärker. Ich huste wieder und so geht es in einer Tour fort, bis alle Frauen schimpfen und ich sehr weinen muß."

„Aber, Frau Groß, warum schweigen Sie nicht? Versuchen Sie es doch einmal mit der Sanftmut. Sie sollen sehen, sie hört auf, wenn Sie still sind!" Sie sieht mich erbittert an: „Ich soll schweigen, ich eine deutsche Frau, und soll erlauben, daß diese Person sich über mich stellt? Nie und nimmermehr!" „Aber Sie sind doch eine Christin," werfe ich ein, „Sie gehen jeden Sonntag in die Kirche, wozu denn das alles?"

„Wozu?" sagt sie hart, „zu meiner eigenen Erbauung! Mit dem allen hat die Kalning nichts zu tun, das ist etwas ganz Apartes."

Sie erhebt sich, greift zu ihrem Beutel, packt die Arbeit schweigend hinein, rückt ihr Hütchen zurecht und verabschiedet sich.

In der Tür wendet sie sich noch einmal um: „Sie sind die edelste Dame in Riga, aber von der Kalning verstehen Sie nichts, und Ihre Dienstboten könnten Sie auch strenger erziehen!"

Dann geht sie.

Nach einiger Zeit höre ich, sie sei schwer erkrankt. Ich besuche sie und finde sie im Bett.

Spitz und grau ist ihr Gesicht und ihr Reden ein heiseres Flüstern:

„Die Hemden gebe ich nicht heraus," ächzt sie, „ich werde noch gesund und mache sie fertig. Die Säumchen macht

keine wie ich, ich will nicht, daß eine andere Ihre Wäsche näht!"

Ich streiche beruhigend über ihre feuchte Stirn: „Ich nehme Ihnen nichts fort," sage ich liebevoll, „niemand soll Ihre Arbeit machen, ich kann warten, bis Sie wieder gesund sind!" Das beruhigt sie sichtbar.

Aber sie hat noch etwas auf dem Herzen, mißtrauisch blickt sie nach der Türe, ich beuge mich über sie: „Sprechen Sie sich aus, es hört uns niemand." Sie nickt und zieht ihre Hand unter der Decke hervor, die sie fest geschlossen dort verborgen hielt. Sie öffnet sie, ich sehe einen kleinen Schlüssel drin, sie zeigt ihn mir.

„Es ist der Schlüssel von meiner Kommode," flüstert sie aufgeregt, die Kalning lauert auf sie, sie will sie nach meinem Tode erben, sie soll wenigstens den Schlüssel nicht haben, ich halte ihn fest in meiner Hand und nehme ihn mit ins Grab. Das wird sie ärgern!"

Erschüttert versuche ich ihr zuzureden. Sie schließt die Augen und wendet sich zur Seite. Die Hand mit dem Schlüssel verschwindet wieder unter der Bettdecke, ihr Gesicht hat einen bösen Ausdruck. Traurig gehe ich heim.

Sie starb aber nicht, sie erholte sich von Tag zu Tag und nach einigen Wochen saß sie wieder vor mir, mit ihrem gestrickten Beutel in der Hand, dem schwarzen Hütchen mit der steifen Schleife unter dem Kinn.

„Ja, ja," sagte sie mit schelmischem Lächeln, „ich bin noch nicht gestorben, ich wollte erst Ihre Wäsche beenden."

Sie holt ihre Arbeit aus der Tiefe ihres Beutels hervor.

„Vielleicht sind Sie nicht zufrieden mit meiner Arbeit," sagt sie wie beiläufig.

Ich lobe alles.

„Und die Säumchen?" fragt sie herausfordernd.

„Nun, das ist ja Ihre Spezialität," ist meine Antwort.

Sie nickt stolz bescheiden: „Das weiß ich!"

Dann kam die Herrschaft der Bolschewiken über unsere Stadt, mit ihrem Gefolge von Hunger, Not und Tod.

Ich höre, sie sei wieder schwer erkrankt.

Ich stehe an ihrem Bett und schaue auf ihr hartes, eingesunkenes Gesicht, das der Tod gezeichnet hat.

Sie öffnet ein wenig die Augen und erkennt mich. „Meine Krankheit heißt Hunger," sagt sie, „nun muß ich sterben."

Ich beuge mich über sie, und küsse sie leise auf die faltenreiche Stirn. Da geht der Schein eines Lächelns über ihre harten Züge. Sie faßt nach meiner Hand und führt sie mit ihren zitternden Händen an die erkaltenden Lippen. Dann legt sie sich still auf die Seite mit geschlossenen Augen, so lag sie da, bis der Tod kam und sie erlöste.

8.

Die alte Jule.

„Die alte Jule ist wieder in der Küche," meldet mein Mädchen mit etwas verdrossenem Ton.

Ich lache, denn die alte Jule ist keine beliebte Persönlichkeit bei meinen Dienstboten. Ich komme in die Küche und sehe sie dicht am Herde sitzen sie; ist in so dicke Tücher gewickelt, daß ihre Gestalt fast unförmlich wirkt. Ein kleines, runzeliges Gesicht mit etwas schielenden Augen schaut aus den Wolltüchern, die sie ums Haupt gewickelt trägt. Sie hat die warmen, wollenen Handschuhe ausgezogen, und wärmt ihre Hände am Herd. Einen starken Knotenstock hält sie zwischen den Knien, ihre Füße stecken in Bastschuhen und sind dicht verschnürt, neben ihr steht ein großer Marktkorb, der gefüllt ist.

Bei meinem Eintritt will sie sich erheben, stöhnt aber so dabei, daß ich sie wieder auf ihren Stuhl zurückdrücke. „Ach, die alten Knochen," seufzt sie, „die wollen nicht mehr."

Ich versuche, den Marktkorb aufzuheben, er ist zentnerschwer.

„Warum haben Sie denn wieder so schwer geschleppt, Jule?" frage ich.

„Das habe ich für mein Fräulein getan," sagt sie kurz.

„Ich habe Ihnen ja aber gar keine Marktbesorgungen aufgetragen!"

„Das ist mir ganz einerlei," ist ihre im eigensinnigsten Tone gegebene Antwort, „ich weiß schon, was mein Fräulein braucht! Ihre Speisekammer ist ganz leer, Ihr Mädchen kümmert sich nicht genug darum, und Sie denken nur ans Singen."

„Ich wollte heute auf den Markt gehen," sage ich etwas kleinlaut.

„Tun Sie das lieber nicht," sagt sie streng, „es kommt doch nichts dabei heraus! Erstens kaufen Sie viel zu teuer und dann könnte dasselbe passieren, wie neulich einmal, daß mein Fräulein statt Kohlköpfe Blumentöpfe nach Hause bringt."

Ich muß fast wider Willen lachen, die alte Jule wird mir doch gar zu herrschsüchtig. Meine Freunde nennen sie schon lange „das goldene Kreuz", und sie selbst denkt, daß mein Hausstand in den Grundfesten erbeben müßte, wenn sie ihn nicht stützen würde. Sie ist die geborene Feindin meiner Dienstboten, die von ihr auf das schärfste kontrolliert werden.

Sie ist klug, scharfsichtig und mißtrauisch, und mir mit fanatischer Liebe ergeben, sie hat das Gefühl, als müsse sie immer auf der Wache stehen, damit ich nicht von meinen Mitmenschen übervorteilt oder ausgeraubt werde. Ich muß mich manchmal ihrer direkt erwehren, dann kommt ein Gerichtstag, wo ich loswettern muß, nur um vor ihr Luft zu bekommen. Sie ist maßlos leidenschaftlich, vergießt bei diesen Gelegenheiten Ströme von Tränen und beschwört das Andenken meiner verstorbenen Mutter; da ich aber nicht nachlasse, gibt sie zuletzt zu, daß sie wohl nicht immer ganz richtig handle, und verspricht sich zu bessern. Dabei tönt ihr Weinen durchs ganze Haus!

„Ach Gottchen, mein Gottchen," ruft sie dann in lauten Klagetönen, „nun ist mein Fräulein böse."

Aber eben so plötzlich, wie die Ausbrüche kamen, schwanden

sie auch wieder, sie konnte im Augenblick ihren Tränenstrom hemmen, ihr Schluchzen verstummte und sie wurde mit einem Schlag vernünftig und zugänglich. Sie kannte ihren Vorteil. Wenn sie etwas von mir erreichen wollte, erreichte sie es. Sie kannte mein Hab und Gut besser wie ich, und wenn sie etwas für sich und ihren Haushalt brauchte, so konnte ich ganz sicher sein, daß sie es mir allmählich abjagte, indem sie unausgesetzt mit klagenden Tönen mir so lange ihre Not nahe legte, die nur durch den Besitz dieses Gegenstandes beseitigt werden konnte, bis ich schließlich nachgab. Ja, sie kannte schon ihren Vorteil, aber sie kannte auch den meinen, und der meine stand ihr höher.

Sie kam als Stubenmädchen zu meiner Mutter, als ich 16 und sie 18 Jahre alt war. Nach einem halben Jahr erkrankte sie schwer, meine Mutter schickte sie nicht fort, und wir pflegten sie ein halbes Jahr; von dieser Zeit datiert ihre grenzenlose Hingabe an unser Haus. Nach ihrer Genesung blieb sie bei uns im Dienst. Mit dem Fanatismus, der ihr Wesen kennzeichnete, arbeitete sie für uns. Als meiner Mutter einmal die Mittel fehlten, mit uns im Sommer an den Strand zu ziehen, brachte sie alle ihre Ersparnisse, um die Miete des Strandhauses zu ermöglichen. Sie diente uns diesen Sommer ohne Lohn, übernahm jede Arbeit, und war glücklich, als meine Mutter all das von ihr annahm.

Sie war Lettin, mit der ganzen Beweglichkeit und dem Anpassungsvermögen dieses Volksstammes. Da sie dazu eine große Intelligenz besaß, bekam ihr Gemütsleben in unserem Hause noch eine Verfeinerung, wie man sie selten bei den lettischen Dienstboten findet. Sie bot ein beständiges Ziel für unsere Neckereien, die sie schlagfertig, aber immer in den Grenzen der Bescheidenheit, erwiderte.

Sie arbeitete mit einer Art wilder Leidenschaft; staub-, mehl- und rußbedeckt hantierte sie manchmal in ihrer Küche. Backte sie Brot, so waren Kopf und Rücken mit Mehl bestäubt, wusch sie Wäsche, trieften ihre Gewänder derartig, daß wir sagten, sie sähe aus, als wäre sie durchs Rote Meer gegangen.

Sie besaß eine Schar von Verehrern und Bewerbern, von denen sie keinen erhörte. Aber ihre Stunde schlug, und sie verlobte sich mit einem Handwerker, unter tränenreichem Abschied von uns heiratete sie. Diese Heirat brachte sie in namenloses Elend, wenige Tage nach ihrer Hochzeit mißhandelte ihr Mann sie bereits derartig, daß sie schwer erkrankte. Nach furchtbaren Kämpfen gelang es meiner Mutter, sie aus den Händen dieses Unmenschen zu befreien. Nach einiger Zeit heiratete sie wieder und diesmal zog sie das große Los. Ihr Mann war ein armer Fabrikarbeiter, aber ein Aristokrat an Feinheit der Gesinnung und Seelenleben. Sie lebten in einer schönen Ehe miteinander, in der sie unbedingt das Regiment führte. Ihr Glück wurde vollkommen, als ihnen 2 Kinder geboren wurden, ein Mädchen und ein Knabe. Ihrer leidenschaftlichen Energie und Arbeitskraft gelang es, ein Stückchen Land zu erwerben, das sie und ihr Mann mit ihren eigenen Händen urbar machten. Bald stand ein kleines Haus auf dem Platz, mit allem was dazu gehörte; ein Obst- und Gemüsegarten wurde angelegt, sogar eine kleine Wiese hatten sie, und alles blühte und gedieh unter ihrer klugen Leitung und ihren arbeitsfrohen Händen. Trotz ihrer großen Arbeitslast behielt sie die Stelle als Aufwartefrau bei uns. Sie gestand mir einmal, sie könne den Verkehr mit Gebildeten nicht missen, wenigstens einmal in der Woche müßte sie in gebildeter Sphäre atmen, Musik hören und sich aussprechen.

Meine Mutter stand ihr in allem zur Seite und nach deren Tode trat ich an ihre Stelle.

Wenn ich sie brauchte, war sie immer da, nie hab ich sie umsonst gerufen. War ich in Not, so verließ sie Mann und Kinder, Haus und Garten, und sogar ihre über alles geliebte Ziege.

Ihr kleines Anwesen außerhalb der Stadt wurde ein beliebter Ausflugsort für mich, meine Schüler und Freunde. Unter blühenden Apfelbäumen wurde dann der Kaffeetisch gedeckt. Mit viel Würde präsidierte dann „die alte Jule", wie wir sie immer nannten, am Kaffeetisch in einer schwarzen Haube und — einer seltenen Erscheinung — ganz rein gewaschenen Händen.

War ich müde von Arbeit und Menschenverkehr, dann zog ich auf einen ganzen Tag zu ihr hinaus. Ich hatte dort meinen Liegestuhl, lag friedlich unter blühendem Mohn und Malven im Schatten der Apfel- und Kirschbäume, hörte die Lerchen singen, und ließ mich von der treuen Seele pflegen. In alles wurde ich eingeweiht, was ihr Leben erfüllte; ich erfuhr von den Kämpfen mit ihrer Schwiegermutter, von ihrem schönen, reichen Leben mit ihrem Mann, wieviel Eier die Hühner legten, wie man die Ziege pflegen mußte, wie man Apfelbäume behandelte und wie häßlich die Nachbarn in ihrem Neid wären.

Als die Tochter erwachsen war, heiratete sie, es war ein großes Fest.

Es ist Frühling, der ganze Garten ein Blütenmeer; jeder Apfelbaum hat seinen Namen, denn alle sind sie von mir, meinen Verwandten oder Freunden gestiftet, jetzt sind sie groß und überschatten die Hochzeitstafel, über die sie ihre Blüten streuen. Oben an sitzen der Pastor und ich, gegenüber das Brautpaar, rechts und links von uns die alte Jule

und ihr Mann; rund um die Tafel die Verwandten, die vom Lande gekommen sind, derbe bäuerliche Gestalten, die beim Braten die Knochen über die Schulter auf den Boden werfen.

„Sie sind sehr ungebildet," flüstert mir mißbilligend die Jule zu.

Sie ist aber in ihrem Element, sie erhebt sich und hält eine Rede in lettischer Sprache, deren Inhalt ein Lobgesang auf mich und meine Familie ist, Worte und Bilder strömen ihr nur so von den Lippen. Sie gedenkt meiner Mutter, ihr Bild ersteht vor unsern Augen in der Schönheit ihrer tatkräftigen Liebe, die die alte Jule in ihren jungen Jahren an sich erfahren. Ein Strom von Tränen hemmt ihren Redefluß, sie muß sich hinsetzen, und der Mann beruhigt sie. Das Fest schließt mit Pfänderspielen und Gesängen auf dem grünen Rasenplatz.

Als ich Abschied nahm, erklärt die alte Jule, es sei der schönste Tag ihres Lebens gewesen und in der Erinnerung dieses Tages zehrte sie noch lange. Naturgemäß gab es bald erbitterte Kämpfe zwischen ihr und ihrem Schwiegersohn, mit dem sie unter einem Dach wohnte. Oft stürzte sie schon in frühester Morgenstunde zu mir, mich um Rat fragend, ob sie nicht eine Scheidung einleiten sollte, dabei war die Tochter sehr glücklich mit ihrem braven Mann. Aber Schwiegersohn und Schwiegermutter waren zwei harte Steine, die aufeinander schlugen, und die alte Jule war immer fürs Dramatische, ein Alltagsleben hielt sie auf die Dauer nicht aus.

Obschon eine Art bescheidenen Wohlstandes in ihr Leben gekommen war, kam sie doch jede Woche zweimal zu mir den weiten Weg, als Aufwartefrau. Mit leidenschaftlicher Eifersucht wachte sie darüber, daß niemand sich an ihre

Stelle drängte, ich hätte es auch nie gewagt, jemand anderes zur Arbeit zu nehmen: „Meine Arbeit darf keiner machen," sagte sie. Ihre Herrschsucht überstieg allmählich die Grenze des Erlaubten; wenn ich z. B. einen von ihr sorgsam geputzten Messinggegenstand sofort zu benutzen wagte, konnte sie zornige Tränen weinen, und ein frisch gescheuerter Fußboden mußte wie ein Heiligtum von allen respektiert werden. Wenn ich etwas in meinem eigenen Hause durchsetzen wollte, gab es oft einen Kampf auf Leben und Tod, und als letztes Argument führte sie dann immer Worte meiner Mutter an, die keiner kontrollieren konnte.

„Frau Pastorin hätte das nie erlaubt," gegen diese Worte war ich machtlos. Wollte ich eine Änderung in der Art ihrer Arbeit haben, konnte sie verstockt vor mir stehen: „Einem andern würde ich überhaupt nicht antworten, Ihnen aber sage ich: ‚Nein, es geht nicht!'"

Ach ja, sie war schon das „goldene Kreuz". Eine seltsame Gabe besaß sie, sie konnte Träume deuten, und merkwürdige Dinge hat sie in unserer Familie vorausgesehen. Überhaupt war ihr die Gabe des Hellsehens in hohem Grade verliehen. Wenn bei uns z. B. in der Nacht eine Krankheit ausbrach, so konnte ich ganz sicher sein, daß sie mit Morgengrauen vor der Haustür stand und Einlaß begehrte; ganz besonders aber fühlte sie es, wenn mit mir etwas geschah. Es brauchte nicht immer eine Krankheit zu sein, oft war es nur eine Sorge, eine wirtschaftliche Verlegenheit, wo energische Hilfe von außen not tat, immer konnte ich sicher sein, sie war ungerufen da.

„Ich wachte die Nacht auf und mußte sehr weinen," sagte sie dann, „ich hatte geträumt, mein Fräulein ist tot. Da habe ich gleich alles stehen und liegen gelassen und bin hergekommen, weil ich wußte, daß mein Fräulein mich braucht."

Wir neckten sie so viel mit dieser Gabe, die sie sehr heilig hielt, daß sie eines Tages weinend erklärte, sie würde uns nie mehr einen Traum deuten. Wenn sie dann wieder kam, versuchte sie zuerst, unsere Traumerzählungen völlig zu ignorieren, doch ertrug sie es nie lange, in wenigen Minuten war sie wieder ganz drin, mit ihrer Seele horchend, fragend, deutend. Sie war so namenlos lebendig, und die schönsten Vorsätze, uns gegenüber eine gewisse Reserve zu bewahren, scheiterten stets an ihrem Temperament. Sie hatte so viel Sinn für Schönheit, und konnte sich auch an Künstlerischem freuen, sie hatte ein feines Ohr für Musik und ich hörte sie oft in der Küche die Lieder nachsingen, die sie von mir gehört.

Als einmal eine Freundin von mir, eine berühmte Künstlerin aus Berlin kam, und einen Liederabend bei uns gab, hatten wir beschlossen, die alte Jule solle ihn miterleben.

Sie erschien in ihrem schönsten Sonntagsstaat, in einer schwarzen Mantille und einer geliehenen Tüllhaube. Sie war so aufgeregt, daß man sie nicht einen Augenblick aus den Augen lassen konnte, sie wäre auf dem Wege zum Konzertsaal unter die Räder der Wagen gekommen.

Am Arm meines Neffen trat sie in den Konzertsaal; es war rührend, ihre Freude anzusehen, die sich wie immer in Freudentränen Luft machte. Sogar ins Künstlerzimmer kam sie nach dem Konzert, mit Jubelgeschrei von meinen Kollegen begrüßt, denn wer kannte sie nicht von meinen Freunden! Später fragte ich sie:

„Jule, was dachten Sie eigentlich, als Sie das Konzert erlebten?"

„Ach, ich dachte," war ihre Antwort, „der Mensch lebt nicht von Brot allein, und dann dachte ich, daß mein Fräulein doch noch viel schöner singt."

Sie war inkonsequent, die alte Jule!

Sie hatte immer etwas an mir zu erziehen und doch war ich ihr der Inbegriff aller irdischen Vollkommenheit.

Der Krieg mit Deutschland kam über uns, ihr einziger Sohn mußte in den Krieg, der Schwiegersohn mußte nach Rußland ziehen, mit seiner ganzen Familie. Jammer und Herzeleid zogen in das kleine Haus in dem Obstgarten, und Bitterkeit erfüllte das leidenschaftliche Herz der alten Jule. Zeitungen und Nachbarn hetzten gegen uns Deutsche und säten Haß, Mißtrauen und Verwirrungen auch in dies treue Herz.

Ich erlebte es in meinem eigenen Hause, daß sie eines Tages in wildem Haß ausbrach, gegen die Deutschen. Ich erlebte es, daß sie meinen aufhorchenden Dienstmädchen in schäumender Aufregung von unerhörten Grausamkeiten erzählte, die deutsche Soldaten an wehrlosen Kriegsgefangenen ausgeübt haben sollten. Ich verbot ihr, solche lügenhaften Gerüchte in meinem Hause weiter zu erzählen, sie widersetzte sich mir und widersprach bis aufs äußerste; und das ganze Gift, das die lettischen Zeitungen in die Seele unseres Volkes gegossen hatten, brach aus ihrem vergifteten Gemüt, denn nicht nur über die Reichsdeutschen ging es her, sondern auch über uns Balten. Ich erklärte ihr, wer mein Deutschtum und mein Deutschland angriffe, gehöre nicht mehr zu mir.

Zornig erhob sie sich und ging aus der Tür. Zum erstenmal nach langen Jahren treuen Zusammenlebens konnte so etwas geschehen und es dauerte Wochen bis sie sich besann.

Dann kam sie wieder und bat mich wohl um Vergebung, aber es saß doch ein Stachel in mir, ich hatte die fremde Nation gefühlt.

Bittere Not brach allmählich über sie herein; sie konnte ihren Garten nicht mehr bebauen, ihr kleines Haus nicht mehr

erhalten, sie verkaufte alles und zog mit ihrem Mann zu ihren Kindern nach Rußland.

Nach einem Jahr war sie wieder da, verbittert und im Elend. Ihr Schwiegersohn hatte sie schlecht behandelt, ihr Sohn war im Kriege verschollen, ihr Haus war in schlechte Hände gekommen, die sie um das ihre gebracht hatten. Die Revolution hatte alle Ordnung aufgelöst, sie war ganz arm geworden und krank und müde.

Zwei Lichtpunkte erhellten noch ihr Leben, die Liebe zu ihrem Mann und zu mir. Aber ich konnte ihr nicht helfen, ich war durch den Krieg selbst in bitterer Not.

Alles aber, was uns getrennt hatte, war verschwunden. Das gemeinsam getragene Leid um die zerstörte Heimat, um den Untergang alles dessen, was wir geliebt, wofür wir ein Leben lang gearbeitet hatten, jede in ihrer Art, verschlang den kleinlichen Nationalitätenhader.

Mit einem Stück ihrer alten Energie, die noch einmal aufflammte, entschloß sie sich, mit ihrem Mann zu Verwandten aufs Land zu ziehen, wo sie ganz von vorne anfingen mit der Bearbeitung eines Landstückes, das man ihnen überlassen hatte.

Nun waren sie beide alt, krank und müde.

Einmal sah ich sie noch, sie kam, um mich zu besuchen. Die Zeit der Bolschewikenherrschaft lag hinter uns, sie hatte mich ebenso arm gemacht wie die alte Jule, und hatte mir die Heimat genommen.

Ich war im Begriff, nach Deutschland zu gehen, wohin mich Freunde und Verwandte gerufen aus der Not meines Lebens.

Sie war sehr verändert, die alte Jule, ganz stille war sie geworden und dankbar. Wir nahmen Abschied voneinander, unsere Wege, die so lange nebeneinander gelaufen waren,

trennten sich wohl für immer. Ich habe nichts mehr von ihr gehört.

Wenn ich an den Haß denke, der sich wie eine Mauer zwischen uns baltische Deutsche und das lettische Volk geschoben hat, und die Traurigkeit darüber mir das Herz bedrücken will, so rufe ich mir diese treue Seele ins Gedächtnis, und denke an die Liebe, die mich mit ihr verband, und die nur mit dem Tode enden wird.

9.

Bruder Girolamo.

Ich war mit meiner Freundin und einer alten Dame, die sich uns als Reisegefährtin angeschlossen hatte, auf dem Wege von Rom nach Tre Fontane. Dort ist, der Legende nach, der Apostel Paulus enthauptet worden. Sein Kopf soll dreimal von der Erde emporgeschnellt sein, als er vom Rumpf getrennt wurde, und an den Stellen, wo er die Erde berührt hatte, waren drei Quellen entsprungen, die man noch heute zeigte. Ein berühmtes Trappistenkloster war an der Richtstätte erbaut, in dessen Garten die Quellen floßen.

Wir hatten uns einen Wagen genommen und fuhren schweigend durch die Campagna. Von allem, was ich in der ewigen Stadt liebe, gehört die Campagna mir doch zum liebsten. Immer wieder konnte ich sie durchstreifen, zu Wagen und zu Fuß.

Nie sah ich etwas, was mir den Begriff der Einsamkeit so verkörperte, wie die Campagna, einer Einsamkeit, in der eine Welt begraben lag, die in ihrem Schweigen eine Sprache redete, die so stark und eindringlich zu einem sprach, daß man verstummen mußte und nur auf sie horchte.

Wir drei schwiegen auch diesesmal, in unsere Gedanken versunken. Der Blick ging über die weite Fläche mit den Ruinen alter Prachtbauten, den sich durch die Campagna

hinziehenden Aquadukten, am Horizont von den Albaner und Sabiner Bergen begrenzt.

Ein nie endender Lerchenjubel erfüllte die Luft, und im hohen Gras blühte der rote Mohn wie über die Wiesen geworfene Flammen.

Wir hielten vor dem Klostertor. Es schloß die hohe Mauer ab, die das Kloster mit Garten und Nebengebäuden umspannte. Aus grauem, verwittertem Stein, dicht mit Efeu überwachsen, in wunderbarem, weitem Bogen führte es in einen stillen, grün bewachsenen Klosterhof.

Wir gingen in das Pförtnerhaus, um uns einen „Ingresso" für die berühmten Quellen zu holen.

Dort gab es wie überall einen Laden, in dem Andenken Bilder, Schnitzereien und Rosenkränze verkauft wurden. Ein hochgewachsener, junger Mönch bediente; mir fiel der rasche Blick seiner grauen Augen auf, viel zu rasch und hell für einen Trappisten, wie mir scheinen wollte.

Er sprach italienisch mit uns, wir suchten uns einiges von den Sachen, die er uns zeigte, zum mitnehmen heraus und neckten unsere alte Reisegefährtin, die gar nicht mit ihrer Auswahl fertig werden konnte. Zuletzt hatten wir ihr, um der Sache ein Ende zu machen, einen Rosenkranz aufgeschwatzt, den sie gar nicht haben wollte. Es gab ein lustiges Hin und Her, da erklang plötzlich ein Lachen, köstlich frisch und übermütig, so aus tiefster Brust heraus. Erstaunt blickten wir auf, der Mönch hatte gelacht; seine Augen blitzten und funkelten von einer unendlichen Fröhlichkeit, sein ganzes Gesicht strahlte: „Sie haben die arme alte Dame beschwatzt," rief er in schönstem Deutsch, „das geht nicht, ich sehe, ich muß mich ihrer annehmen!"

„Ein deutscher Trappist!" riefen wir erstaunt.

„Ein holländischer," korrigierte er.

„Einerlei! wie aber kommen Sie hierher?"

„Sehr einfach, indem ich ins Kloster ging!"

„Sie haben zum Glück das Lachen im Kloster nicht verlernt," sagte ich.

„Wer das einmal richtig konnte, verlernt es nie!" war seine Antwort. Dann rief er einen andern Ordensbruder herbei, dem er die Aufsicht über den Laden übergab, und führte uns zu den Quellen. Er ging voran, wie hoch und schlank er war, wie stolz und prächtig er dahinschritt in seinem dunklen Ordenskleid! Er hatte eine stolze, freie Art, den Kopf zurückzuwerfen, wenn er sprach. Von wo stammte er? Wer war er? Was hatte ihn in so jungen Jahren — er konnte höchstens Mitte der 20 sein — ins Kloster des ewigen Schweigens gebracht?

„Bin adelig geboren,
Bin eines Burgherrn Sohn,
Die Brüder tragen Sporen,
Mir ward das Haupt geschoren. —"

konnte einem wohl durch den Sinn gehen. Nun wandte er sich zu uns und erzählte von der Legende der drei Quellen, er war dabei ganz feierlich und ernsthaft, aber wir hätten lieber von ihm wie von den Quellen etwas gehört.

Als er mit seiner Erzählung fertig war, fragte meine Freundin, die sich nicht gerne an hergebrachte Formen hielt, gerade heraus:

„Warum sind Sie ins Kloster gegangen?" Er schien nicht einmal erstaunt über diese Frage.

„Ja — — ich war sehr unglücklich," sagte er nachdenklich, „ich hatte so viel geweint, hier im Kloster habe ich noch nie geweint!"

„Warum weinten Sie denn?" fragte die Unerbittliche weiter.

„Aus Eifersucht und Neid," sagte er kurz.

„Wie alt waren Sie damals?" fragte ich. „17 Jahre," war die Antwort.

„Siebzehn Jahre!" riefen wir, und er muß die Teilnahme und das Mitleid aus unseren Stimmen gehört haben, das uns erfüllte, „da waren Sie ja noch ein Kind."

„Sie brauchen mich nicht zu bedauern, meine Damen," sagte er fröhlich.

„Ich bin hier sehr glücklich. Ich habe Frieden und Ruhe für meine Seele und bin Gott ganz nah. Ich lebe ohne die Versuchung der Welt und wandere so dem Himmel zu! Auch meine Kunst übe ich aus. Immer wieder male ich das schöne alte Klostertor, es wird viel gekauft und meine Bilder wandern in die böse Welt hinaus, während ich hier friedlich und geborgen lebe."

Aber da standen wir schon an den Quellen, unser Begleiter verstummte, legte sein Gesicht in ernste Falten und murmelte ein Gebet. Er schien erleichtert, als wir wieder dem Ausgange zugingen, er konnte wieder plaudern. Er erzählte von seinem Leben im Kloster, wie still und feierlich die Tage hingingen zwischen den Klostermauern. Nach seinem Eintritt hatte er 5 Jahre völlig geschwiegen. „5 Jahre!!" schrie meine Freundin förmlich entsetzt auf, „5 Jahre!" „Ja, für Damen ist es einfach nicht auszudenken," sagte er und lachte wieder sein köstliches Lachen, in das man einstimmen mußte, ob man wollte oder nicht.

Nun war er seit 2 Jahren Fremdenführer hier am Tor.

„Sie müssen ein lustiger Maler gewesen sein," sagte ich.

„Nun bin ich ein lustiger Trappist," war seine Antwort.

Wir standen am Tor und nahmen Abschied von unserem Führer, er neigte ruhig und stolz sein Haupt. Wir traten durch das Tor ins Freie.

Nun kam ein kleiner Kampf mit unserer alten Reise-

gefährtin. Meine Freundin und ich hatten den heimlichen Plan gefaßt, zu Fuß heimzukehren. Wir hatten uns schon lange gesehnt, einmal so frisch mit unseren jungen Kräften los zu wandern; aber unsere alte Dame wollte nicht allein heimfahren, sie beschloß zu unserem Schrecken mit uns zu wandern. Das mußte verhindert werden. Etwas eilig hoben wir sie in den Wagen, schlossen die Tür trotz ihres Protestes, gaben dem Kutscher einen Wink — und fort rollte der Wagen. Wir sahen uns fröhlich an. Nun, das war gelungen!

Da klang wieder das frohe Lachen des Mönches an unser Ohr. Wir sahen uns um, da stand er im Abendsonnenschein in dem alten Tor. Es war ein feines Bild, wie die hohe, dunkle Gestalt im Rahmen des Tores stand, unter den dichten Efeuranken, hinter ihm der stille, sonnige Klosterhof.

Eine Flut von Frohsinn strahlte aus seinem Gesicht: „Sie wollten die alte Dame los werden," sagte er, und nickte uns verständnisvoll zu, „das haben Sie schnell gemacht!" Wir mußten mitlachen.

„Wir wollen so gern zu Fuß durch die Campagna heimwandern," sagte ich entschuldigend. „Ja, ja," sagte er eifrig, „das sollen Sie! Es wird ein schöner Gang. Aber zuerst müssen Sie hier auf einen Berg. Es ist ein kleiner Umweg, aber der Blick lohnt! Sie sehen über die Campagna weg auf Rom! Hier links führt der Weg hin, er ist nicht weit!"

„Ach, kommen Sie mit, und zeigen Sie uns den Weg," bat meine Freundin.

Er sah sich unschlüssig um. „Der Prior — — —," sagte er, — — — „er leidet's nicht!"

„Ach was," überredeten wir ihn, „uns tun Sie einen Gefallen und hier vermißt Sie keiner!"

„Ich tu's!" rief er plötzlich, und warf mit stolzer Bewegung den Kopf in den Nacken, „kommen Sie."

Er führte uns einen schmalen Pfad, der emporführte durch dichten Wald. Er erzählte, daß er jetzt Bruder Girolamo heiße, daß nun bald wieder die Jahre des Schweigens für ihn kämen — — und wir erzählten von unserer Heimat hoch im Norden, unseren dunklen Wäldern und dem einsamen Meeresstrand, von unseren kurzen Herbsttagen und langen Winternächten, und von unserer Sehnsucht nach des Südens Sonne und seiner Farbenpracht.

Dann standen wir oben. „Nun, hat es gelohnt, herzukommen?" fragte er stolz. Seine Augen strahlten, als er unsere Freude sah. Über Büsche und Bäume ging der Blick weit über die sonnige Campagna. Am Horizont lag Rom und frei, wie in der Luft schwebend, darüber die Kuppel von San Pietro. Wir setzten uns ins Gras; nach einigem Überreden setzte sich Bruder Girolamo auch zu uns, wenn auch in einiger Entfernung. Wir hatten Kirschen und Brot mit, was wir mit ihm teilten. Wie fein und schlank seine Hände waren, in die ich die purpurnen Früchte legte.

Plötzlich horchte er. „Man ruft mich! Der Prior," sagte er hastig. Eine helle Röte flog über sein Gesicht, „ich muß fort!"

Er sprang eilig auf. Wir hatten uns auch erhoben: „Haben Sie vielen Dank und leben Sie wohl!" rief er.

Wir reichten ihm unsere Hände, er nahm sie und schüttelte sie kräftig. Dann sprang er in großen Sätzen den Abhang hinunter; seine Kutte flog, er sah sich nicht um und verschwand hinter den Bäumen.

Als wir abends mit unseren Freunden fröhlich beim Glase Chianti saßen, erzählten wir unser Erlebnis.

„Ei, ei! Meine Damen," sagte lachend der junge Prediger der kleinen lutherischen Gemeinde in Rom, „da haben Sie was schönes angerichtet!

Der arme Bruder Girolamo! Mit zwei Damen allein einen Berg besteigen, dann mit ihnen zusammensitzen, Kirschen essen und zum Schluß ihnen noch gar die Hand schütteln, das sind für einen Trappisten schwere Sünden!" Heute nach der Vesper hat er seinem Abt beichten müssen! Nun sitzt er sicher im Strafgewahrsam. Diese kleine Stunde Fröhlichkeit hat er teuer genug bezahlen müssen!"

Wir waren ganz erschrocken und stumm geworden.

Abends gingen wir unter funkelndem Sternenhimmel heim.

Die Straßen Roms bei Nacht haben einen seltsamen Zauber. Was am Tage unharmonisch, unvermittelt wirkt, ist bei Nacht glaubwürdig und harmonisch. Zwischen prosaischen, kasernenartigen Häusern, modernen Läden, tauchen plötzlich geheimnisvoll und wunderbar, ein alter Palazzo, ein alter Tempel, oder Bruchstücke einer verwitterten Mauer empor. Alles das wird von der Dunkelheit verhüllt und ausgeglichen, dann singt und klingt es in allen Straßen, in allen Torbogen, Gesang und Mandolinenklänge durchzittern die Luft! Niemand geht schweigend heim. Und über allem steht derselbe Sternenhimmel, der über Nero und Paulus gestrahlt hat, unter dem die Goten gekämpft, und zu dem die gemarterten und verfolgten Christen emporblickten in ihrer Not. Und plötzlich sah ich Bruder Girolamo vor mir. Ob er in seiner strengen Klausur auch den Sternenhimmel sah? und was ihm wohl die Sterne erzählten?

Ob sie ihm von der Welt sagten, die er so freudig verlassen? Ob sie ihm von der ewigen Herrlichkeit sprachen, deren er sich als Trappist so sicher fühlte?

Er war seinen Weg gegangen, wie er ihn mußte, mit freudiger Seele und wenn er einmal heimgeht, so wird Gottes Hand auch dieser Seele das Perlentor zur ewigen Stadt öffnen!

10.

Der Herr Kaplan.

Ich war ein halbes Jahr in Italien gewesen und befand mich auf der Rückreise in Venedig, als ich dort einen Brief von meiner Freundin erhielt, die mit ihrer Schwester, die Malerin war, sich in der Schweiz aufhielt: „Komme so bald du kannst, wir haben auf einer Studienreise etwas entdeckt, was dir gefallen wird. Einen Aufenthalt in einem weltfremden Schweizerdörfchen; wir wohnen beim jungen katholischen Kaplan.“ Namen und Adresse mit der Angabe der Eisenbahnstation folgten.

Ich verließ die alte Wunderstadt schweren Herzens.

Es ist einem in Venedig immer als wäre man nicht „man selbst“, als bewegte man sich und spräche anders wie sonst, der märchenhaft unwirklichen Umgebung sich anpassend.

Über die Marmorstufen der Paläste schreitet man, als trüge man eine Samtschleppe, auf den Lederkissen der Gondeln sitzt man, als ruhte man auf Purpurpolstern.

Alles Unwahrscheinliche könnte geschehen, man würde sich nicht darüber wundern.

So eingesponnen in das fremdartige, seltsame Leben dort, riß mich dieser Brief empor; ja das Traumleben mußte doch einmal ein Ende haben.

Mit raschem Entschluß bestimmte ich den nächsten Tag zu meiner Abreise, meldete meine Ankunft meiner Freundin

telegraphisch an, und saß zur festgesetzten Stunde in meiner Gondel, die mich zur Eisenbahn führte. Venedig im unbarmherzig klaren Licht eines hellen Sommermorgens wirkt so traurig, wie man es mit Worten kaum aussprechen kann.

Mein Weg führt mich an den alten Wunderbauten vorüber, deren Schadhaftigkeit und Verwahrlosung schonungslos in der scharfen Morgensonne einem vor die Augen tritt. Zerlumpte Wäsche trocknet in den herrlichen Fensterbögen auf den marmornen Balkons, grüner Schlamm, den die Flut abends vorher auf die Treppenstufen geschwemmt, liegt übelriechend da.

Große Gondeln hoch mit Gemüse und Früchten beladen, kommen einem entgegen, traurig, eintönig schallt der Warnungsruf der Gondeliere übers Wasser, wenn die Gondeln um die Ecken der Straßen biegen.

Da begannen die Glocken zur Frühmesse an zu läuten, es war wie eine Woge von Klang, die über das Wasser schwebte und die einen weinen machte.

Der Abschied von Italien bedeutet die Rückkehr in den Alltag, in die Welt der Sorgen, der Arbeit, der dunklen Herbste und der kalten Wintertage und Nächte. Ich liebe meine Heimat mit ganze Seele! Aber von Italien mich trennen, ist mir immer wie ein Abschied vom Licht und von der Schönheit.

Ich stieg in den Zug, der mich nordwärts führte. Als ich den Gotthardtunnel passiert hatte, mochte ich nichts von der Welt um mich sehen! Ich saß in meine Ecke gedrückt, eine unvernünftige Traurigkeit erfüllte mein Herz, ich schloß meine Augen, und ließ noch einmal all die wunderbaren Bilder, in denen ich die letzten Monate gelebt, an meiner Seele vorüberziehen.

Ich saß in Gedanken in einer Felsspalte auf Capri, den

Faraglioni gegenüber, wo ich so oft meine Morgenstunden verbrachte, mitten unter blühenden Myrthen, ich sah das blaue Meer und die weißen Möwen darüberziehen, ich sah die Felsen schimmernd, als wären sie nicht aus Stein, sondern aus bläulich goldenem Duft gewebt. — Da weckte mich ein leise geflüstertes Gespräch aus meinen Träumen, das mein Gegenüber mit seinem Nachbar führte. Ich öffnete ein wenig meine Augen und sah mir gegenüber einen älteren Herrn sitzen, der kurz vorher eingestiegen sein mußte. Er trug einen rund geschnittenen, grauen Bart, eine Brille und einen hellen Strohhut. Sein Äußeres verriet den deutschen Touristen. „Ein Gymnasialdirektor oder Lehrer" dachte ich sofort.

Sein aufgeregtes Flüstern galt mir: „Dazu also reist man," sagte er mit heiligem Zorn und unterdrückter Stimme. „Solche sollten doch zu Hause bleiben! Sie reisen in der Welt herum und sitzen in der Ecke und schlafen! Draußen sind alle Wunder der Natur zu sehen. Aber nein! es lohnt nicht einmal, dafür seine Augen zu öffnen! Empörend!"

Ich drückte mich noch tiefer in meine Ecke, und biß die Zähne fest aufeinander, damit er mein Lachen nicht sähe!

„Ich halt's nicht aus, das anzusehen," flüsterte mein Gegenüber heftig, „es verdirbt mir alles!"

Ja, ja, Italien war gewesen, das Land, in dem jeder machen kann was er will, und leben wie er will!

Jetzt kam man unter die Deutschen und — was das Schlimme war, vor allem unter die deutschen Pädagogen.

„Amsteg!" meine Station war da! Ich erhob mich, ergriff meinen Rucksack und stieg aus.

Mein Nachbar erhob sich gleichfalls, er verbeugte sich und zog seinen runden Strohhut tief vor mir, spöttisch sagte er: „Glückliche Reise meine Gnädige, und noch weiteren Genuß.

Da Sie mit so offenen Augen reisen, kann es Ihnen daran nicht fehlen!

Ich mußte laut lachen: „Ich danke Ihnen, Herr Gymnasialdirektor," sagte ich. „Kennen Sie mich?" fragte er erstaunt. „Gewiß," sagte ich, „Sie sind ja der deutsche Pädagoge!"

Ich grüßte und stieg aus, er stand etwas verblüfft in der offenen Tür. „Ich danke Ihnen," rief ich ihm zu, als ich auf dem Bahnsteig stand, „Sie haben mir über den Abschied aus Italien hinweggeholfen."

Ja, das hatte er wirklich!

Der Zug wollte fort, ich stand mit meinem Rucksack und Wanderstock da, öffnete die Augen weit und nahm die wunderbare starke Welt, die mich so ernst umgab, tief in mich auf.

Welch eine Luft! Herb, streng und stark. Die Berge so nah, fast drohend! Italien versank! Hier war eine Wirklichkeit, die die ganze Seele einnahm.

Ich brachte mein Gepäck unter, fragte nach dem Wege und ging nun mit stummer, staunender Seele in all die ernste Schönheit hinein.

Bald lag Amsteg unter mir, ich stieg einen schmalen Fußpfad empor, ich war in tiefster Gebirgseinsamkeit.

Eine Luft umgab mich, stark, erfrischend, als könnte nichts Ungesundes an Leib und Seele vor ihr bestehen.

Tief unter mir rauschte und tobte ein Flüßchen wild durch die Schlucht, ein starker Duft nach Heu, Blumen, Tannen, erfüllt die Luft.

Ich kam an einem einsamen Bauernhäuschen vorbei. Ich blickte hinein; um den weiß gescheuerten Holztisch, auf dem eine Schüssel mit dem Mittagessen dampfte, stand die Familie des Bauern beim Tischgebet. Ich stieg höher, es

wurde ganz einsam. Hoch auf den Bergen sah ich verstreut hin und wieder ein Hüttchen liegen, kein Mensch sonst weit und breit.

Im Tal lag schon tiefer Schatten, golden schimmerten die Gipfel der Berge, die stumm und streng wie von Ewigkeit her da standen und eine ernste Sprache zu mir redeten.

Es wäre mir ganz natürlich erschienen in dieser wunderbaren Welt, wenn Engel mit goldenen Flügeln und leuchtenden Angesichtern von den lichten Gipfeln der Berge zu mir herabgestiegen wären, und in dem großen Schweigen vor mir hergegangen wären, mir den Weg weisend, immer höher und höher empor, dem Licht entgegen!

Ich mochte wohl eine Stunde gewandert sein, da wurde der Pfad eben, das Tal öffnete sich, ich sah Häuser, Maderan, das Dörfchen lag vor mir.

Da war auch die Kirche und dicht daneben ein schmuckes, weißes Haus mit Gardinen und blühenden Blumen an den Fenstern. Das mußte das Pfarrhaus sein.

Richtig, da erklang auch ein Jubelruf, meine Freunde hatten mich erblickt und kamen mir entgegen, wir begrüßten uns, froh wieder beisammen zu sein.

Sie führten mich ins Haus, es lag höher als die Straße, man stieg einige Stufen empor. Zuerst kam man in ein sorgfältig gepflegtes Gärtchen voll blühender Rosen, dann trat man ins Haus. Die Haustüre öffnete sich und im Rahmen der Tür stand der Herr Kaplan. Jung, überschlank in seiner langen, schwarzen Sutane. Er grüßte ernst und gehalten. Ich blickte in ein dunkles Knabengesicht, mit ernsten, grauen Augen und mit einem merkwürdig kindlichen Mund, voller Jugend und Fröhlichkeit, als lachte er gern. Hinter ihm stand seine dicke, freundliche Haushälterin Kecki, wie sie mir vorgestellt wurde. Rotbäckig, sauber und

tüchtig, zu ihr gehörten schneeweiße Gardinen, rote Nelkenstöcke und blitzendes Messinggeschirr. Mein Stübchen war hell, sauber, blendend weiß die Diele, das Bett, die Gardinen. Der Blick aus dem Fenster ging ins Tal, ein Strauß duftender Rosen stand auf dem Tisch. „Den hat der Herr Kaplan in seinem Blumengarten selbst gepflückt," berichtete meine Freundin.

So war ich denn eingeführt und ein Leben begann, seltsam weltfremd, eingesponnen in Frieden und Stille und dabei durchstrahlt von harmloser Fröhlichkeit. Es war, als lebten wir auf einer seligen Insel, keine Welle des Lebens da draußen in der Welt spülte, an unser Gestade des Friedens.

Früh morgens weckte uns das Läuten des Glöckchens zur Frühmesse. Ich habe diese lieblichen Gottesdienste manchmal mitgemacht und habe dort liebe und fromme Eindrücke erhalten.

Wie anders waren doch die katholischen Gottesdienste in Italien gewesen.

Dort, in der Pracht der Gottesdienste im Lateran oder St. Peter, habe ich mir oft gesagt: Es ist doch eine christliche Kirche hier wie die unsere, warum fühlt man hier nur das Trennende, nichts Verwandtes, wo liegt das Verbindende?

Hier, in der stillen, ärmlichen Dorfkirche, bei den kurzen Auslegungen einzelner Bibelstellen durch den jungen, frommen Priester, unter dem ernsten, andächtigen Volk, erschienen mir all die Gebräuche der Kirche nicht leer, sondern geheiligt und voller Inhalt. Oft habe ich mich gefragt: Wo ist hier das Trennende? Es besteht doch mehr in Äußerlichkeiten.

Das Dörfchen lag weit abseits von den besuchten Touristenwegen, nur selten verirrte sich ein Wanderer hierher. Es besaß nicht einmal ein Wirtshaus, ein Fußpfad führte aus

Amsteg hinauf durch Maderan hindurch, zu einem sehr vornehmen Hotel, das einige Stunden weit vom Dörfchen lag. Es leuchtete wie ein helles Pünktchen zu uns herüber, aus dem Dunkel der Tannenwälder. Kecki war stolz auf dieses Hotel, das dem stillen Tal in ihren Augen zur Zierde gereichte. „Es sind sehr reiche Gäste dort," sagte sie wichtig, „Engländer und Amerikaner. Eine Jodlerin aus unserem Dorf wird manchmal dorthin bestellt, um zu singen, die erzählt dann viel davon, wie schön es dort ist und wie vornehm!"

Man konnte es von der anderen Seite des Tales auf Fahrwegen erreichen, aber von dort verirrte sich keiner in unsere Einsamkeit.

Der Kaplan, der sich zuerst etwas scheu zurückhielt, wurde bald zutraulich, und wir vier wurden unzertrennliche Gefährten. Nur am Vormittag lebte er still für sich.

Ich habe ihm oft zugesehen, wenn er so schlank und dunkel mit seinem Brevier im Rosengarten vor dem Hause auf und ab ging, stundenlang.

Wie ernst und still war dann sein junges Gesicht, der Blick wie abgeschlossen gegen die Welt, die ihn umgab.

Manchmal blieb er stehen, bückte sich zu seinen Blumen, berührte sie mit seiner Hand, liebevoll, sorgsam, vertiefte sich in ihr Anschauen, dann erhob er sich, nahm wieder sein Brevier auf, sein Gesicht wurde ernst und streng und er wanderte wieder lesend, betend, auf und ab — auf und ab. So jung — von Blüten umgeben und so einsam.

Des Nachmittags nahm er uns immer auf seinen Gängen mit, zu seinen Besuchen bei den weit in den Bergen verstreuten Gemeindegliedern. Wir waren mit ihm viele Stunden unterwegs, hoch in den Bergen, auf versteckten Saumpfaden sind wir mit ihm gewandert, durch vertrocknete Wasserrinnen sind wir geklettert, um irgend ein

armes, krankes Weiblein zu besuchen, das er tröstete oder zum Sterben vorbereitete. Wir lernten so viele aus seiner Gemeinde kennen und „die Damen des Herrn Kaplan" nannten sie uns.

Aber auch die Gebirgswelt um uns lernten wir kennen, wie es sonst nicht so leicht Touristen möglich wird. Weg und Steg in seinen Bergen kannte der Kaplan, und sprang so leichtfüßig in seiner langen Sutane die mühsamen, steilen Wege empor, daß wir ihn immer um ein langsameres Tempo bitten mußten.

Oft ruhten wir auf weiten Gängen im Waldesschatten aus, er verstand so schön und andächtig zu schweigen, aber er konnte auch erzählen, und wir hörten ihm gern zu.

Sein Leben war hart und einsam, namentlich im Winter, wenn der Schnee hoch im Gebirge lag, und man oft viele Tage lang nicht aus den Häusern kam. Wenn ihn dann ein Sterbender zur letzten Ölung rief, was war das für ein lebensgefährliches Wandern durch die tief verschneite Welt. Die Tage waren kurz, denn die Nacht kam früh ins schmale Waldtal, und Monate lang kein Mensch, der zu einem kam, mit dem man reden konnte. Er klagte nie über sein Leben, er erzählte nur, wie es war, still friedlich, als wäre es nun einmal so, und brauche auch nicht anders zu sein.

„Langweilig? Nein langweilig sei es trotzdem nie, er habe ja seine Arbeit und seine Bücher." Und dann erzählte er von seiner Arbeit und wir sahen in sein stilles, segensreiches Wirken an seiner Gemeinde. Er versuchte, seine Gemeindekinder zu bilden, er holte sie an den Winterabenden in sein Pfarrhaus und las ihnen vor.

Er hatte sich's zur besonderen Aufgabe gestellt, ihnen die heilbringenden Kräuter zu zeigen, die in den Bergen wuchsen und hatte sich darüber Werke angeschafft, die er eifrig

ſtudierte. Dann ſtieg er mit ſeinen Leuten ſelbſt in die Berge, um die Kräuter aufzuſuchen und zu ſammeln. Sie wurden dann in Mengen in die Apotheken verkauft, wodurch ein guter Erwerb ins arme Dörfchen kam.

Dann kämpfte er gegen das Laſter des ſchwarzen Kaffeetrinkens, das die Geſundheit ſeiner Dorfkinder untergrub, ja von der Kanzel predigte er dagegen, denn er ſah darin einen ebenſo ſchlimmen Feind wie den Alkohol. Er kannte ſie, alle ſeine Gemeindekinder, mit ihren Fehlern und Tugenden, mit ihren Sorgen und Nöten.

Die Kinder liefen zutraulich zu ihm und er ſegnete ſie. Wenn er in die Hütten der Armen und Kranken trat, war es wie eine ſtille Helligkeit, die mit ihm kam, ſeine fröhlichen, zuverſichtlichen Worte richteten ſie auf.

Wir fragten ihn einmal, ob er ſich fortſehne, ob er gern einen größeren Wirkungskreis haben würde. Er ſchüttelte ernſt ſeinen Kopf: „Nein, ich bin hier an meinem Platz, was will ich mehr?“

So klar und wunſchlos ſchien dieſes Leben und wie viel Frohſinn und kindliche Luſtigkeit konnte plötzlich wie eine Quelle aus ihm herausbrechen.

Abends ſaßen wir auf der Bank vor der Kirche. Das rote ewige Lämpchen leuchtete aus dem Dämmern des Gotteshauſes geheimnisvoll zu uns herüber. Der Duft aus dem Roſengarten des Pfarrers lag in der Luft, die Dorfſtraße wurde ſtill, aber aus den Häuſern traten die Bewohner, ſetzten ſich auf die Bänke vor ihren Haustüren und hörten zu, wenn wir ſangen.

Wir hatten den Kaplan dazu überredet mit uns zu ſingen. Er hatte einen ſchönen Baß und wir ſtudierten ihm die begleitende Stimme zu unſeren Terzetten ein.

„Wenn mich meine Vorgeſetzten ſähen,“ ſagte er einmal

lachend, „mit drei Frauenzimmern auf einer Bank sitzen und singen! Die würden sich wundern!"

Er lachte so gern, so hell und so froh wie ein Knabe. Es war so viel unverbrauchte, kindliche Freude in ihm. Kecki wurde manchmal ängstlich, wenn wir zu viel lachten, sie kam dann aus ihrer blitzend sauberen Küche und stand in der Haustür, ein wenig dräuend, leise mahnend, wie das Gewissen.

Meine Freundin machte die Beobachtung daß die Wanderungen mit dem Brevier im Rosengarten immer besonders lang und ernst waren nach einem lustigen Abend. Einmal gingen wir „in die Welt", wie wir sagten. Wir verließen unser stilles Tal, um an den Vierwaldstätterse zu gehen. Wir wanderten die Achsenstraße besuchten Fluelen, Brunnen, sahen den Pilatus, ruderten auf dem See, sahen „auf buntbewegten Gassen des Lebens Schauspiel" und fuhren abends wieder heim. Es war ein schöner Tag, wir hatten vieles gesehen, aber das schönste war doch das Heimkommen. Als wir im Zuge saßen, gestanden wir uns, daß wir den ganzen Tag ein Heimweh nach unserer Einsamkeit und unserem Kaplan gehabt hätten. Es hatte gewittert, als wir spät abends die Eisenbahn verließen und in unser Dorf emporstiegen. Ein Handlaternchen, das wir aus Amsteg mitnahmen, beleuchtete unseren Pfad. So gingen wir in die schweigende Nacht, von den Bäumen tropfte der Regen, hin und wieder durchbrach ein donnerndes Geräusch in der Ferne die tiefe Stille. Es waren Bergrutsche, die vom Gewitterregen losgespülte Gerölle und Erde zu Tal führten. Tief unten tobte der Gebirgsbach. Keiner von uns sprach, es war als redete um uns eine Welt, groß und fremdartig, vor der wir erzitterten.

Da, ein Lichtlein in der Ferne, das Lämpchen aus dem Pfarrhause.

Bald waren wir daheim. Die Lampe beleuchtete den Tisch mit unserem Abendbrot, ein großer Strauß Rosen stand mitten drunter.

Der Kaplan war froh wie ein Kind. „Gut, daß Sie wieder da sind, es war halt ein sehr stiller Tag und gar so einsam war es!" Und er sprudelte von Plänen für den nächsten Tag. Er mußte weit hinauf in ein Gebiet, das wir noch nicht kannten, dort sollte er um Regen bitten.

Am anderen Tage, gleich nach der Frühmesse, wanderten wir aus. Ein Chorknabe begleitete uns, er trug das Chorhemd des Kaplans und das Gefäß mit dem Weihwasser. Hoch oben, in tiefster Einsamkeit, machten wir halt. Der Kaplan bat uns, bei Seite zu treten. Er legte sein Chorhemd und die Stola an, dann trat er dicht an den Rand des Abgrundes. Feierlich ernst war sein junges Gesicht. Er sprach laut die vorgeschriebenen Gebete, ergriff den Wedel und tauchte ihn in den Weihkessel, dann sprengte er die silbernen Tropfen in weiten Bogen ins Land.

Der Chorknabe nahm dann die Sachen zum Heimtragen, ruhig trat der Kaplan zu uns. „Nun werden die Leute bald ihren Regen haben," sagte er zuversichtlich „und wenn nicht, dann machen wir einen Bittgang, das hilft sicher." Wir schwiegene in wenig beklommen in unseren lutherischen Herzen, dann wanderten wir heim.

Einen Tag gab es Regenwetter, da holte er abends ein dickes Buch mit Heiligenlegenden herbei und las uns die wunderbarsten Dinge daraus vor.

Von Heiligen, die in Öl gekocht wurden, und denen das nichts anhaben konnte, von anderen, die in Stücke gehackt waren und wieder zusammengesetzt wurden und die dann Loblieder sangen.

Meine Freundin konnte nicht schweigen: „Ob er all' das

wirklich glaube?" Ein heißer Strahl brach aus seinen Augen, er schlug mit der Hand auf sein Legendenbuch: „Das ist wahr," rief er und seine Stimme hatte einen stählernen Klang, „hier ist alles verbrieft und beglaubigt, daran darf man nicht zweifeln!"

Dann kam der Tag der Abreise.

„Heute Abend wollen wir so lustig sein, wie noch kein Mal," sagte der Kaplan. Nach dem Abendessen stand eine Flasche Asti Spumanti auf dem Tisch. „Wir bleiben heute lieber in der Stube," meinte er dann, „wegen der Leute", und es war ganz gut, daß die Leute ihren Geistlichen nicht sahen, sie hätten sich doch ein wenig verwundern müssen.

Wie ein Schuljunge, so voll Übermut und Lustigkeit war unser Hausherr. Wir hatten bei der Dorfjodlerin mit heißer Mühe einen Jodler erlernt, den sangen wir ihm zur Überraschung vor, er jubelte. „Das soll ein Jodler sein, Kecki, komm und hör, das ist sicherlich ein russischer Jodler."

Dann sang er auf unser Bitten Schweizer Lieder vom Diandel, mit einem echten Jodler zum Schluß, in den wir jauchzend mit einstimmten. Kecki wich überhaupt nicht mehr von ihrem Posten an der Tür, was half es ihr! Sie konnte nicht einmal hindern, daß der Herr Kaplan beschloß, uns auf unserer Fußwanderung ins Berner Oberland zu begleiten, „er habe sowieso schon lange einen Amtsbruder in Göschenen besuchen wollen". Begeistert nahmen wir diesen Plan auf, und trennten uns mit Handschlag, „also morgen wandern wir." — „Kecki wird's ihm nicht erlauben," meinte meine Freundin bedenklich, als wir allein waren. Früh morgens, wir waren eben erwacht, meldete sie: „Ein schlechtes Zeichen! Der Kaplan wandert bereits in seinem Blumengarten mit dem Brevier. Er büßt für gestern Abend. Ihr werdet sehen, er kommt nicht mit uns."

So war's. „Nein, er könne unmöglich, er habe wichtige Gänge vor, außerdem sei er wohl etwas erkältet, es sei besser, er bliebe."

Das war sein Bescheid, und nun kam der Abschied: „Gott und die heilige Jungfrau beschütze Ihre Reise," sagte er, „und führe Sie gesund in Ihre Heimat. Haben Sie Dank für die schönen frohen Tage." Er hob seine Hand und segnete uns.

Wir stiegen die Steinstufen hinab, die von seinem Rosengarten zur Straße führten, wanderten, von den Leuten gegrüßt, durch die Dorfstraße. Da bei einer Biegung sahen wir uns noch einmal um.

Wir erblickten das weiße Pfarrhaus noch einmal, mit seinen blanken Fenstern und dem Garten voller Blumen davor. An der Pforte stand noch immer der Kaplan, er hatte seine Hände gefaltet, sie ruhten auf dem niedrigen Pförtchen, schlank und dunkel stand er im Licht des strahlenden Sommermorgens.

Wir winkten, er rührte sich nicht.

So sehe ich ihn immer stehen, wenn ich an ihn denke, in der strahlenden Morgensonne mitten unter seinen roten Rosen, aber dunkel und einsam.

11.

Herr Wilhelm.

Es war Herbst, ein strahlender, goldner Herbst. Ich hatte Ferien, eine kurze Zeit nur, die ich irgendwo in tiefster Stille und völliger Ausspannung verbringen sollte. Ich kam aus einer großen schönen Arbeit, die ich an der Seite des geistreichsten, vornehmsten Künstlers, den ich gekannt, tun durfte, als seine Gehilfin. Es waren Monate, die ich durchlebt, voll überwältigend großer Reichtümer, voll höchster künstlerischer Anregung, aber auch voll atemloser Arbeit, größter Konzentration und gleichsam elektrisch gespannter Atmosphäre, die dieser Große in seinem Reiche ausstrahlte, ungewollt und gewollt. Die einen emporhob über den Alltag, die mühevollste Arbeit zum Fest machen konnte, daß man sie spielend bewältigte, die aber auch verzehrend, ja vernichtend auf einen eindringen konnte, daß man sich gegen sie wehren mußte, damit man von ihr nicht zerstört wurde. Höchste Höhen durchflog man, tiefste Tiefen durchmaß man an seiner Seite und konnte durch all das Herrliche und Erschreckende seine Seele nur durchbringen, wenn man sie täglich, stündlich immer wieder von der Kraft durchdringen ließ, die das Herz fest macht, und sie verankert hatte in Tiefen, an die kein Erdensturm reichte. Aber müde machte dieses Leben.

Ich wollte Ruhe, einfache Verhältnisse, einfache Menschen.

Ich wollte einfache Gedanken denken und nicht mehr über Lebensprobleme und dunkle Rätsel in der Menschenseele grübeln. Eine liebe, junge Kollegin, die auch an der künstlerischen Arbeit Teil genommen hatte, begleitete mich. Wir fuhren in den Harz. Auf einer kleinen Station stieg ein junges Mädchen zu uns in den Waggon, wir kamen bald ins Gespräch. Sie erzählte uns von einem Sommeraufenthalt im Harz, von dem sie eben kam. Es war ein Walddorf, Sieber, das nur von Waldarbeitern bewohnt war. Mehrere Stunden von der Eisenbahnstation entfernt, lag es mitten im Harzer Walde. Im Sommer bot es bescheidenen Sommerfrischlern stille Erholungszeit. Pensionen gab es keine, man lebte bei den Bauern, speiste in einem kleinen Wirtshaus zu Mittag, für das übrige sorgte man meist selbst. Das war ja, was wir suchten. Aber leider waren wir an der Station Sieber schon vorbei gefahren. Unsere Fahrkarte lautete auf einen beliebten Ort im Harz, von dem man zu Fuß ein hochgelegenes Hotel erreichen konnte, das wir uns, auf Empfehlung Bädekers, als erstes Reiseziel ersehen hatten.

„Zuerst gehen wir dorthin, nachher können wir immer noch nach Sieber," beschlossen wir.

Es war Nacht, als wir die Eisenbahn verließen und nur mit unseren Rucksäcken den Weg zum Hotel antraten. „Den Weg könne man nicht verfehlen," hieß es, und so wanderten wir denn einsam die fremden Straßen.

Es war fast taghell, so licht schien der Mond auf unseren Weg, die Luft war voll Tannenduft, ein Murmeln und Klingen von vielen Quellen und Bächen erfüllte die Stille. Sonst hörte man nichts als das Aufschlagen unserer Wanderschuhe in dem tiefen Schweigen um uns.

Welch wundersames Wandern in den Silberwellen des

Mondes, in der wunderbaren Herbststille. Aber immer noch lag quälend und ängstigend all das, was uns von den Menschen fortgetrieben hatte, in der Seele. Wir brachten die Unrast des Lebens, die Qualen ungelöster Rätsel mit uns in die schweigenden Wälder. Und das alles redete lauter, quälender in dem Frieden, in der Stille, die uns umgaben.

Und doch lag schon hinter diesem Empfinden ein Ahnen, daß „Natur auch mich gesunden lassen" würde; ein Wunder und eine Wohltat, die sie an so manchem vor mir getan.

Da standen wir vor dem Hotel. Groß und prächtig stieg es vor uns aus dem Schweigen der Nacht. Geschäftige Kellner empfingen uns, nach einem charakteristischen Blick auf unsere bescheidenen Rucksäcke wurden wir eingeschätzt. Wo unser Gepäck sei? Ach so, die Damen reisen ohne Gepäck! Ja, ein Zimmer sei noch vorhanden. Wir wurden in den Speisesaal geführt. Dort nahmen wir an einem Nebentische Platz. Das Gespräch verstummte für einen Augenblick, aller Blicke richteten sich auf uns. Es war eine Champagner trinkende Gesellschaft, die an der Tafel saß. Neugierige Blicke musterten die Neuangekommenen, taxierten, klassifizierten sie und ließen sie fallen; keine interessanten Ankömmlinge, die etwas versprechen.

Mir war all das eine Pein und verlockend stieg vor meinen Blicken das stille Waldtal empor. „Wir gehen morgen nach Sieber," entschied ich, und dieser Entschluß machte einem die Seele ganz leicht und frei.

Ein Ruhetag — dann fand uns ein goldner, stiller Herbsttag mit Rucksack und Wanderstab auf dem Wege nach Sieber.

„Es sei eine bequeme Tagestour bis Sieber," hieß es. „Abends vor Einbrechen der Dunkelheit seien wir bestimmt dort." Und so wanderten wir dann getrosten Mutes in die Welt hinein.

Eine goldene strahlende Welt war es, durch die unsere Wanderschritte uns führten. Bergauf, bergab ging es, schmale Pfade über raschelndes Herbstlaub gingen wir, durch dunkle Tannen und lichte Buchenwälder. Dazwischen öffnete sich der Blick, weit ging das Auge über die Meere von Wäldern, durch die wie dunkle Fahnen ernste Tannen wehten, fern über schimmernde Ebenen hin. Oft wollte man gar nicht weiter, so schön und voll lichten Friedens war der Blick. Dazu der kräftige Herbstduft, nach Tannen, welkem Laub, Erde, sterbenden Kräutern und über allem die Sonne, golden still und so beruhigend, wie Menschen lächeln können, die ein schönes, friedvolles Alter haben.

Alle Qual, alles Glück der letzten Monate fiel von einem ab, in dieser tiefen Einsamkeit und Stille. Hätte man die Unrast nur geträumt, oder träumte man eben? Doch stille, nur nichts wecken, nur so weiter wandern, so still und wunschlos.

Ländliche Wirtshäuser lockten zur Einkehr. Meine junge Gefährtin aber trieb zur Eile, der Abend würde uns hier in der Einsamkeit sonst ereilen.

So war's denn auch, die Dämmerung brach herein, wir sahen weit und breit nichts von einer menschlichen Behausung. War der Weg auch der rechte? Der Himmel bewölkte sich und ein feiner, kalter Regen drang durch unsere Kleider, durchnäßte sie, eine empfindliche Kälte drang uns bis ins Herz hinein. Der Weg wurde fast ungehbar. Wir faßten uns fest an den Händen, um auf den abschüssigen Fußpfaden nicht zu stürzen, zu allem war es vollständig dunkel geworden. Da, Stimmen aus der Tiefe, Gott sei Dank, dort mußte ein Weg sein. Wir riefen laut in die Dunkelheit hinein: „Wo geht der Weg nach Sieber?"

Eine Männerstimme antwortete: „Es ist schon richtig,

das Dorf ist nicht mehr weit. Kommen Sie nur ruhig herunter, der Fußpfad führt auf die Landstraße." Das gab uns Verzagten neuen Mut. Wir stolperten, rutschten den Pfad hinunter, endlich fanden unsere Füße einen guten, sicheren Weg. Die Stimme, die uns vorher geantwortet hatte, tönte dicht neben uns aus der Dunkelheit: „Ich habe auf Sie gewartet, um Sie zu geleiten, ich dachte, Sie würden sich fürchten. Ich bin aus Sieber und gehe denselben Weg." In der Finsternis konnten wir nur flüchtige Umrisse einer hohen Gestalt erkennen. Die Stimme, die zu uns gesprochen, war die eines jungen Mannes. Wir grüßten und schloßen uns ihm an. Er erzählte, er sei Waldarbeiter, sie hätten sich heute beim Holzschlagen verspätet, das sei aber nun diesesmal gut gewesen, so hätte er uns helfen können. Seine Stimme hatte einen seltsam ruhigen dunklen Klang, seine Sprechweise war zurückhaltend und gebildet. Bei einer Biegung des Weges sahen wir die Lichter von Sieber vor uns. — „Ob wir schon eine Unterkunft im Dorf hätten?" fragte unser Begleiter. „Nein!" — Ob er uns vielleicht ein Haus nennen könne? Wir würden gern bei einem von den Waldbauern für eine Weile unterkommen." Er schwieg zuerst, dann sagte er zögernd: „Meine Mutter vermietet Zimmer. Sie sind eben frei, vielleicht sehen Sie sich unser Häuschen an, sauber ist's." „Das trifft sich ja herrlich," riefen wir, „aber wird Ihre Mutter auch so nasse Gäste in ihre sauberen Stuben aufnehmen wollen?" Er lachte leise auf. „Mutter wird sich freuen! Sie wird gleich für trockenes Zeug und warmes Abendbrot sorgen," sagte er fröhlich, „das Sorgen versteht sie." Nun wurde er ganz zutraulich, als gehörten wir schon in sein Heim. Er erzählte, sein Vater sei Vorarbeiter bei ihrem Verbande der Waldarbeiter, der immer aus je 12 Mann bestände. Er sprach von seiner

Arbeit mit Stolz: „Die Arbeit muß man verstehen, die kann kein Ungeschulter tun.“ Er lebe mit seinen alten Eltern, er sei ihr einziges Kind. Den Tag über sei er mit dem Vater im Walde, die Mutter sorge daheim fürs Haus. Er hieß Wilhelm Fällgrabe. Der Fällgrabe gäbe es viele im Dorfe. Es sei eine alt eingesessene Familie. So plaudernd hatten wir das Dörfchen erreicht, im Schein der Lichter sahen wir unseren Begleiter deutlicher. Er war groß und schlank, über der Schulter trug er sein Beil. Kraftvoll und elastisch war sein Gang. Er hatte die Ausdrucksweise eines Gebildeten, leicht und selbstverständlich schritt er neben uns her, und das sollte ein Holzhacker sein?

Nun blieb er vor einem sauberen Häuschen stehen, zwei Bäume beschatteten den Eingang, eine Bank stand neben der Haustür. — Er riß hastig die Tür auf, die in einen dunklen Flur führte: „Mutter, Mutter!“ klang sein Ruf durchs Haus. Die Tür zur Küche öffnete sich, ein kleines altes Frauchen mit einem erschrockenen Gesicht erschien in der Tür. Sie hielt eine Lampe in der einen Hand, die sie sorgfältig mit der anderen gegen die Zugluft schützte. „Um Gottes Willen, Wilhelm, was hast du?“ Er nahm ihr die Lampe aus der Hand und sagte hastig: „Da sind zwei Damen, die du für die Nacht aufnehmen möchtest, sie sind ganz naß und erfroren, schnell Mutter, trockenes Zeug und etwas Warmes zu essen!“ Das war der Alten alles zu unerwartet, sie sah uns ganz verwirrt an und rührte sich nicht. Nun traten wir näher. „Erschrecken Sie nicht, Frau Fällgrabe,“ sagte ich, „wir hatten uns verirrt, Ihr Sohn traf uns und führte uns zu Ihnen, wollen Sie uns für eine Weile aufnehmen?“ Da kam Leben und Bewegung in die kleine erschrockene Gestalt. Eifrig führte sie uns in die Wohnstube und öffnete uns nebenbei ein Zimmer mit zwei sauberen, hochgetürmten

Federbetten. Sie stellte die Lampe auf einen runden Tisch mit weißer, gehäkelter Decke und verschwand eilig. Wir wagten es nicht, uns in unseren nassen Kleidern nieder zu setzen, so fand uns Frau Fällgrabe noch lachend im Zimmer stehen, wie sie uns verlassen. In kleinen Bächen war der Regen von uns herabgeflossen und bildete Pfützen auf der sauberen Diele. Das Mütterchen hatte den Arm voller Kleider und Wäsche. Eifrig breitete sie alles vor uns aus. Es wäre ihr Zeug! Eine warme Jacke und Rock für jede von uns und warme Pantoffeln von ihrem Mann und dem Wilhelm, wir sollten uns nur trocken ankleiden, unterdessen wolle sie die Abendsuppe ans Feuer stellen. Im Hinausgehen sagte sie noch, die beiden Stuben sollten wir haben, in dieser, die eigentlich die Putzstube sei, stünden Wilhelms Sachen, alle seine Bücher. Sie trat an ein großes Bücherbord: „Alle diese Bücher hat der Wilhelm gelesen," sagte sie stolz, „da ist auch der Faust von dem Goethe und von dem Immermann der Münchenhausen. Den Faust nimmt er des Sonntags in den Wald und liest ihn, er sagt, das sei so schön wie ein Gottesdienst. Wenn er daheim ist, tut er nichts als lesen, man bekommt ihn abends kaum ins Bett." Ihr kleines, runzliges Gesicht strahlte vor Stolz, man hatte das Gefühl, als hätte sie so ins Unendliche weiter erzählen können, von ihrem Stolz und Glück. — Aber sie brach erschrocken ab: „Die Suppe, was schwatz ich da," eilig lief sie aus der Tür. Wir kleideten uns um und sahen uns dann lachend an. Abenteuerlich genug sahen wir in den dicken Walljacken und kurzen Röcken aus — nun noch die wollenen Strümpfe an die erstarrten Füße, und hinein in die Fällgrabeschen Pantoffeln! Und dann kam es wie ein frohes Behagen über uns: Das ist doch ein Erlebnis, wie wir es uns wünschten. Wir schlürften in unseren großen Schuhen

durchs Zimmer, das sauber und behaglich war. Sogar einen alten Lehnstuhl gab es am Fenster. Ich nahm die Lampe und beleuchtete das Bücherbord. Das war eine gute Gesellschaft, die dort beisammen stand. Die Klassiker in hübschen Einbänden, ja wirklich der Münchhausen, und noch viele gute Freunde, die uns wohlbekannt herunter grüßten. Nur Bestes, Edles war in der kleinen Bücherei zu finden. — Also daher die gebildete, fast vornehme Sprache unseres jungen Begleiters. Wir öffneten leise die Tür zur nebenanstoßenden Küche. Es war ein liebliches Bild, das wir dort am Herdfeuer erblickten. Auf der Ofenbank saß behaglich der alte Hausvater, eine würdige Gestalt, mit langem, grauem Bart; am Herde wirtschaftete das kleine, eifrige Mütterchen, in der Türe lehnte der Sohn, hoch und schlank, noch sehr jung, mit einem schmalen, dunklen Gesicht, dichtem, über die Stirn fallendem Lockenhaar, und ernsthaft blickenden Träumeraugen. Das eifrige Gespräch der drei verstummte bei unserem Eintritt, sie hatten wohl von uns geredet. Ein Lachen lag in den scharfen Augen des Alten, als er auf uns zukam, uns zu begrüßen. „Wir sehen merkwürdig genug aus," rief ich. „Aber wir haben es köstlich warm, wir möchten nur noch um einen warmen Winkel beim Ofen bitten, bis wir unser Essen haben." Bald saßen wir behaglich beim Alten auf der Ofenbank, erzählten wer wir seien, woher wir kämen, und daß wir uns auf die stille Zeit in ihrem Dörfchen freuten. Zutraulich und einfach erzählten die beiden Alten nun auch von ihrem Leben, der Sohn lehnte schweigend in der Tür, aber wenn ich aufschaute, begegnete ich seinem dunklen, forschenden Blick.

Schöne, stille Tage kamen nun für uns. Fremde gab es keine mehr im Dörfchen, und neugierige Blicke folgten uns, wenn wir durch die Dorfstraße wanderten. Wunderbare

stille Wege durch die lichte Herbstwelt sind wir gegangen, durch den Wald, über die Landstraße, an Dörfern und einsamen Höfen vorbei. Der Abend fand uns immer auf der Ofenbank im Gespräch mit unseren Hauswirten; wieviel ruhige Lebensweisheit, wieviel klares Nachdenken über das Leben kamen da in schlichten Worten von den Lippen des alten Waldarbeiters, der so viel Zeit zum Denken hatte. Der Sohn war viel zurückhaltender wie die beiden Alten. Aber wenn das Gespräch eine Wendung nahm auf Gebiete, die ihn interessierten, auf Fragen hin, die ihn beschäftigten, dann sprudelten die Worte fast hastig aus ihm heraus, wie aus der Seele eines Menschen, der stark nach innen lebt, aber nicht gewohnt ist, sich mitzuteilen. — Seine Mutter wollte so gern ein wenig mit ihm prunken: „Wilhelm, erzähl doch den Damen, was du alles gelesen hast." Es flammte über sein dunkles Gesicht: „Aber Mutter," wies er sie zurück und verschloß sich scheu den ganzen Abend. Wenn er vom Walde sprach, wurde er immer ganz beredt. Wir äußerten einmal den Wunsch, ihn und den Vater bei der Waldarbeit zu besuchen. Mit Feuer ergiff „Herr Wilhelm", wie wir ihn im Scherz nannten, diesen Plan. Sie arbeiteten tief im Walde, nur kleine Fußpfade führten zu ihrem Arbeitsplatz. Er würde kleine Zeitungsstücke an die Bäume stecken, an den Stellen, wo die Pfade sich kreuzten, wir könnten ganz sicher gehen. Voll Eifer besprach er mit der Mutter, was sie uns alles zum Frühstück in den Rucksack packen müßte. „Den Kaffee kochen Sie mit uns an unserem Feuer." Wir trennten uns mit einem frohen „Auf Wiedersehen im Walde".

Es war noch früh am Tage, als ich mit meiner Gefährtin aufbrach. Fröstelnd wanderten wir in den kalten Herbstmorgen hinein, aber die Sonne war bereits aufgegangen,

und lag funkelnd über den Wiesen voll blasser Herbstzeitlosen. Golden war der Wald, golden die Sonne, ein schöner, lichter Tag lag vor uns. Wir hatten im Rucksack unser Frühstück, Käse, Kaffee und jede eine kleine Kanne zum Kaffeekochen.

Nun standen wir am Waldrand. Weit sichtbar flatterte wie eine Fahne eine Zeitung auf einen Baumast gespießt. Herrn Wilhelms erstes Zeichen. Nun geht es in den Wald hinein! Mehrere Stunden wanderten wir so durch den herrlichen Wald. Bei jeder Biegung, bei jeder Wegkreuzung führte uns Wilhelms Zeichen. Mit unfehlbarer Sicherheit konnten wir unseren Weg finden. Da, Holzschläge dumpf aus der Ferne, „da sind sie". Wir riefen durch den Wald, mehrere Stimmen antworteten. Nun sahen wir zwischen den Baumstämmen den ersten Waldarbeiter, er schwenkte seine Mütze. „Wir warten schon eine Weile auf Sie!" rief er. Bald waren wir an der Stelle, wo die Arbeiter Mittagsrast hielten. Es war eine kleine Lichtung tief im Walde, in deren Mitte ein großer, flacher Stein lag; ein mächtiges Holzfeuer brannte auf diesem Stein. Eine breite Bank mit einem aus Tannenzweigen geflochtenen Dach, stand am Waldrand dicht beim Feuer. Zwei umgekehrte Baumwurzeln waren in die Nähe des Feuers geschoben. Sie waren sorgfältigst mit den Jacken der Arbeiter bedeckt, und bildeten so prächtige Lehnstühle für uns. Vater Fällgrabe hieß uns willkommen in seinem Reiche, Wilhelm nahm uns unsere Rucksäcke ab, wir mußten uns in die improvisierten Lehnstühle setzen. Im Walde bewegte Wilhelm sich frei und selbstverständlich, er plauderte und lachte und sorgte für uns, als wäre das sein gutes Recht. „Nun müssen Sie Ihr Frühstück gerade so machen, wie wir Waldbauern," sagte er lebhaft. Ein Zeichen mit einem Holzklöppel, der an

einen Baum geschlagen wurde, hallte weit durch den Wald, und rief die Arbeiter zum Frühstück zusammen. Sie kamen eiligst, grüßten uns befangen, sahen sich unentschlossen um, und setzten sich dann schweigend auf die Bank am Feuer. Ein junger Arbeiter fegte die verlöschende Glut auf dem Stein zusammen, ein anderer holte Wasser, jeder brachte seine Kanne oder seinen Blechkrug hervor, tat Kaffee und Zucker hinein und goß Wasser darauf, und setzte es auf den erhitzten Stein. Herr Wilhelm sorgte für uns mit großem Eifer, er füllte unsere Krüge, setzte sie aufs Feuer, achtete darauf, daß der Kaffee nicht überkochte. Unterdessen versuchten wir mit den anderen Waldarbeitern ins Gespräch zu kommen, es gelang uns nicht, steif und verlegen drängten sie sich auf ihrer Bank zusammen, wagten kaum sich zu rühren. Wie ein verkleideter Prinz wirkte Herr Wilhelm unter ihnen mit der ruhigen Sicherheit und Leichtigkeit seiner Bewegungen. Erst als sie sahen, daß wir unser Brot und unsere Wurst aus dem Rucksack holten wie sie, und unseren schwarzen Kaffee ebenso kochten wie sie, wurden sie zutraulicher. Schokolade, die wir mitgenommen und unter sie verteilten, öffnete den Weg zu ihren Herzen. Sie fingen an zu fragen, wir erzählten, von wo wir seien. Schwaben, die Heimat meiner jungen Freundin, davon wußten sie, aber Livland war ihnen völlig unbekannt. Und ich erzählte von meiner lieben Heimat, die einstmals von deutschen Rittern erobert wurde. Ich erzählte von all den Kämpfen, die um unser Land gewütet, und wie wir von Deutschland verlassen, aus einer fremden Hand in die andere gewandert waren, bis zuletzt Rußland uns bekommen. Wie aber durch all diese Jahrhunderte unsere Herzen deutsch geblieben wären, so deutsch, wie nur das Herz eines deutschen Waldbauern sein könnte. Ich erzählte auch von den furcht-

baren Revolutionszeiten, die 1905 unser Land verwüstet hatten, die Zeiten lagen noch nicht weit zurück.

Unterdessen war unser Frühstück beendet, die Männer hatten eine Bitte: ob ich wohl ein russisches Lied singen könnte. Ich sang, was ich wußte, russisch, lettisch, esthnisch, meine Gefährtin sang schwäbische Lieder, die Stimmung wurde begeistert. Vater Fällgrabe erhob sich: „Heute ist ein Festtag," sagte er, „noch nie haben wir Waldarbeiter einen solchen Tag in unserem Walde gehabt, noch nie haben uns Damen besucht. Dürfen wir Ihnen zum Dank ein Waldlied singen?" Und mächtig erklang ein Lied zum Lobe des Waldes, dunkel und rauh klang es in die Wipfel hinauf, diesem folgte ein anderes, sie wollten gar nicht aufhören. Wir stießen mit unseren Kaffeekrügen mit ihnen an: „Es lebe der Wald und seine Arbeiter!"

Dann hatte ich einen Gedanken, den ich sofort ausführte. Ich trug in einer Lederscheide ein finnisches Messer an einer kleinen Kette am Gürtel, das löste ich ab und hob es empor, so daß alle es sehen konnten: „Dieses Messer aus Finnland verlose ich!" rief ich, „wer es gewinnt, soll es zum Andenken an diese Stunde behalten." — Eine kindliche Freude bemächtigte sich aller. Wilhelm gab Blätter aus seinem Taschenbuch her, die sie in kleine Stücke zerteilten. Darauf schrieben sie ihre Namen und rollten sie zusammen, dann wurden sie in einen Hut getan und miteinander vermischt. Ich nahm ein zusammengelegtes Los aus dem Hut und las den Namen des Gewinners, der dann verlegen und beglückt das Messer aus meiner Hand empfing.

Nun wollten wir aufbrechen, Wilhelm begleitete uns, er sollte uns die schönsten Fernblicke zeigen, so bestimmte es der Vater. Eilig zog er seine Joppe an, ich bemerkte, daß es sein Sonntagszeug war. Alle die derben Arbeiterfäuste

streckten sich uns zum Abschied entgegen: „Solch einen Tag haben wir noch nie hier im Walde gehabt," sagten sie immer wieder, und unter fröhlichem Zuruf tauchten wir in den Waldschatten; bald hörten wir wieder die Axtschläge aus der Ferne die Stille des Waldes unterbrechen. Neben uns auf den schmalen Waldwegen schritt unser junger Begleiter. Sorgfältig bog er die Tannenzweige zur Seite, damit sie uns nicht streiften. Sein dunkles Gesicht leuchtete von Leben und Freude, wie auf Federn war sein Gang, übersprudelnd lebendig war seine Rede. Was er alles zu erzählen, zu fragen hatte! Über den Faust sprachen wir, über den Wald, über Eichendorff, über das Leben draußen in der Welt. — Von seinem stillen Träumerleben erzählte er, von seinen Sonntagen, wo seine schönste Freude darin bestände, mit dem Faust im Moose zu liegen und über all das Wunderbare nachzudenken, das dort geschrieben stünde.

Er zeigte uns seine Lieblingswege, tief verborgene, stille Schattenwege, und wunderbare Blicke weit ins Land hinein. An solch einer Stelle mit dem Blick ins schimmernde Land fragte ich ihn unvermittelt: „Möchten Sie immer hier bleiben?" Ein schnelles Rot flog über seine Stirn, ganz erschrocken sah er mich an — doch schwieg er. — Ein Lied ging mir durch den Sinn:

Störe nicht den leisen Schlummer
des, den lind ein Traum umfangen. — — —
Still in seinen Traum versunken
geht er über Abgrundtiefen.
Weh, den Lippen, die ihn riefen!

Als wir das Dörfchen vor uns liegen sahen, nahm er Abschied von uns und ging wieder den Weg zurück an seine Arbeit. Wir sahen ihm in Gedanken nach, wie seine dunkle

Gestalt zwischen den Bäumen verschwand. — Wohin wird sein Weg ihn einmal führen?

Und nun kam der letzte Abend. Wir saßen beim Alten am Ofen. Wilhelm fehlte. „Er ist noch draußen," sagte das Mütterchen, „ich will doch nach ihm schauen." Sie ging hinaus. Als sie wiederkam, stand sie verlegen in der Tür: „Der Wilhelm hat eine Bitte," sagte sie, „die Sterne sind ganz klar, und Wilhelm möchte noch einmal mit den Damen in den Wald." Wir traten vor die Tür, eine schmale Mondsichel stand am Himmel und funkelnd schauten die Sterne auf uns hernieder. Es war still, kein Lufthauch strich durch die Blätter der Bäume. Eine dunkle Gestalt löste sich von einem der Baumstämme, an die sie gelehnt gestanden. Es war Wilhelm, er war befangen und schwieg. „Sie wollen uns den Wald im Sternenlicht zeigen," sagte ich, „das ist schön. Wo führen Sie uns hin?" „Die Hirschen rufen heute Nacht," sagte er leise, „das hört man nicht oft. Vielleicht möchten die Damen es einmal hören. Es klingt erschrecklich und traurig." Er ging neben uns her, bald war alle Befangenheit von ihm abgefallen, er war so frei und sicher, wie er immer war, wenn er durch den Wald schritt. Er strich sich das Haar aus der Stirn und atmete tief: „Gibt es noch eine solche Luft anderswo in der Welt, wie bei uns?" Und ich sah es, wie seine Augen leuchteten im Strahl der Sterne. Und dann ging sein Herz ihm wieder auf und er sprach, wie es seine Art war, wenn er seine Zurückhaltung aufgab, heftig, stürmend. Er hatte soviel, was ihn bewegte, was nach Aussprache, nach Klärung verlangte. Heute hatte er etwas Besonderes auf dem Herzen, eine Frage, die ihm schon viel zu denken gegeben. Ob ich auch an einen 6. Sinn glaubte? Eine Kraft, die in uns läge, noch unbewußt, unentwickelt, aber doch oft so stark in seiner Unbewußtheit

wirkend. Woher kämen sonst wohl Ahnungen, das Vorausfühlen von Erlebnissen, das starke Fühlen von Persönlichkeiten, die uns doch ganz fremd gegenüberträten. — Ich sagte ihm das bekannte Hamletwort: Es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen unsere Schulweisheit sich nichts träumen läßt," und, fügte ich hinzu, „ich glaube an viele unerklärbaren Dinge zwischen Himmel und Erde." — Es war ein seltsames Gespräch mit einem Waldarbeiter. Und wie er so neben mir herging in seiner jungen Kraft, bei aller Erregtheit des Gespräches sorgfältig auf den Weg achtend, jede Unebenheit vermeidend, Tannenzweige beiseite biegend, beim Steigen mich stützend, da war er wie ein junger Mann, der die beste Erziehung genossen hatte. — Ich dachte an ein kleines Werk von Hesba Stretton „Adlige Seelen", in dem sie vornehme Seelen in schlichtester Umgebung schildert. Das war hier auch eine „adlige Seele" im Gewande eines einfachen Arbeiters.

Wir standen auf einer kleinen Höhe, die den Blick ins Land frei gab. Der Nachtwind hatte sich aufgemacht und strich leise über unsere Stirnen — es war still um uns. Da ein Ton aus dem Walde herüber, der jäh die Stille durchschnitt. Der Ruf eines Hirschen, grell, erschreckend, erschütternd, dann war es wieder still. Und dann brach es plötzlich von den Lippen, aus der Seele meines still gewordenen Begleiters, als hätte der Schrei etwas in ihm losgerissen, was nun heraus mußte. Ein stumm getragenes Sehnen. Er wolle fort von hier, er wolle das Leben sehen, er wolle die Welt kennen lernen und in ihr wirken. Seine alten Eltern, nun ja, es war schwer, sie zu verlassen, aber da draußen sei das Leben, das wolle er sehen, mitleben wolle er, so wie es in den Büchern stünde, er wolle nicht mehr aus der Ferne zusehen, er wolle mitten drin sein, sein Teil daran haben,

das sei sein Recht, das könnte ihm keiner nehmen! Aber es solle das große Leben sein! Reisen wolle er, fremde Länder sehen, das Meer wolle er kennen lernen, übers Meer wolle er fahren!" Wie das aus der Seele des Träumers brach, es lag etwas von dem Schrei des Hirschen, den wir eben gehört, in diesem Ruf einer wachgewordenen Seele. „Gehen Sie ins Leben," sagte ich ergriffen, „tun Sie es! Das Leben braucht Männer und keine Träumer, werden Sie ein Mann! Sie werden vom Leben viel Schreckliches sehen, aber auch viel Schönes. Sorgen Sie, daß das Schöne in Ihrer Seele leben bleibt." —Dann gingen wir schweigend heim. Er sagte uns in der Tür Lebewohl und dann ganz einfach: „Ich danke Ihnen!" Dann trennten wir uns.

Am anderen Morgen, die Männer waren schon längst zur Arbeit gegangen, brachte mir das Mütterchen ein kleines, ganz besonders schön und edel gewachsenes Tannenbäumchen, es war in einen Blumentopf gepflanzt. „Dies hat der Wilhelm für Sie aus dem Walde gebracht," sagte sie, „er bittet, daß Sie es mit heimnehmen zur Erinnerung, an den Harzer Wald."

Die Post führte uns zur Eisenbahnstation. Trüb und herbstlich war der Tag, fröstelnd wickelten wir uns in unsere Mäntel, stumm mit unseren Gedanken beschäftigt, fuhren wir durch die noch gestern so golden schimmernden Wälder. In meinem Arm hielt ich das Tannenbäumchen, Wilhelms Abschiedsgruß.

Nach Jahren sprach ich Verwandte, die in Sieber gewesen waren. Vater und Mutter Fällgrabe lebten. Er hatte seine Arbeit im Walde aufgegeben und hatte eine Kanarienvogelzucht angelegt. Von ihrem Sohn sprachen sie mit leiser Bitterkeit, er war in die weite Welt gegangen und dort verschollen, sie hatten nie wieder von ihm gehört!

12.

Herr Finck.

Es war bei einem Aufenthalt in Monte Locarno am Lago-Maggiore, wo ich in einem Sanatorium lebte, daß mir auf einem Spaziergang ein mit blühenden Rosen überwuchertes Gartenpförtchen auffiel, auf dem folgendes geschrieben stand: „Beeren und frisches Olivenöl jederzeit zu haben." Darunter aber stand: „Klopfet an, so wird euch aufgetan."

Ich stand oft vor dem Pförtchen, das in einen schönen Garten führte. Ein hoher Zaun trennte ihn von der Welt, ich sah unter Bäumen ein kleines Blockhaus liegen, von Rosen überrankt, Rosen rankten sich über den Zaun, Rosen deckten das kleine Pförtchen fast zu, es sah wie der Eingang zu Dornröschens Garten aus. Wie oft stand ich vor der Pforte, mit dem Wunsch anzuklopfen, aber ich wagte es nicht.

Allerlei seltsame Gerüchte über den Besitzer dieses Gartens gingen um. Er sei ein Frommer, lebe wie ein armer Arbeiter, obschon er sehr reich sei, er öffne sein Haus jedem, der verlassen oder unglücklich sei, helfe wo er könne. Ja, man sprach von Krankenheilungen merkwürdiger Art. Unnachsichtlich aber und furchtlos träte er jedem entgegen, der Unrecht tue.

Der Leiter unseres Sanatoriums sprach mit kaum verhehltem Haß von ihm. Der Gartenbesitzer verkaufe ihm

weder Obst noch Gemüse, sagte man mir, weil der Herr Doktor seine Leute aussauge, mißhandle und nicht reell sei. Das hatte er ihm furchtlos ins Gesicht gesagt.

Mein Interesse für den seltsamen Mann wurde immer größer.

Da kam ich eines Tages in den kleinen Gemüsegarten des Sanatoriums, und fand einen fremden jungen Mann dort an der Arbeit. Er arbeitete mit nackten Füßen, hatte nur ein Leinhemd und Leinbeinkleider an, sah schmutzig und ungepflegt aus. Als ich vorüberkam, blickte er von seiner Arbeit auf, mit einer unsauberen, aber feinen Hand strich er sich das blonde Haar aus der hellen Stirn. Ich sah in ein junges Gesicht, das ohne Frage einem Gebildeten gehörte, er grüßte mich. Ich blieb stehen. „Wer sind Sie?" fragte ich unwillkürlich. „Man nennt mich Herrn Karl," sagte er zurückhaltend und ging wieder an seine Arbeit.

Ich erfuhr im Hause, daß er der Sohn eines deutschen Professors sei und eben in den Bergen als „Naturmensch" lebe.

Solche gab es viele hier herum, die sich von der Welt und der Kultur zurückgezogen, allen Bedürfnissen gebildeter Menschen entsagt hatten, und nun so primitiv wie möglich, sie selbst sagten „so natürlich wie möglich", lebten. Er erhielt sich vom Ertrag einiger Obstbäume, langte es nicht, so arbeitete er in den Gärten, verdiente sich etwas, und lebte so weiter.

Ich suchte ihn bei seiner Arbeit auf, er war zuerst sehr einsilbig, doch taute er allmählich auf, und als er Feierabend machte, schloß ich mich ihm an, und begleitete ihn ein Stückchen in seine Berge. Da erzählte er mir seine Lebensgeschichte.

Sein Vater war Professor, er selbst hatte sein Abiturium gemacht und wollte auf die Universität, da erkrankte er an

einem schweren Augenleiden. Die Ärzte schickten ihn hierher in den Süden, alles vergebens, er ging seiner Erblindung entgegen. Da lernte er meinen geheimnisvollen Gartenbesitzer kennen, der Herr Finck hieß. Damit begann ein neues Leben für ihn. Herr Finck nahm ihn ganz in sein Haus, pflegte ihn, lehrte ihn beten und ein ganz einfaches Leben in der Natur und mit der Natur leben. „Gott so nah wie möglich," wie er sagte. Durch das Gebet dieses Mannes, durch die einfache, gesunde Lebensweise, die körperliche Arbeit im Garten, habe er sein Augenlicht wieder erhalten, und sei nun ein gesunder und glücklicher Mensch, gesund und stark an Leib und Seele. Von den Seinen habe er sich getrennt, sie hätten sein neues Leben und Wollen nicht verstanden, nun lebte er hier, ein unabhängiger, zufriedener Mensch.

Ich griff ihn an: Ob das wohl ein gottgewolltes Leben sei, das er führe? Mir schien er viel größer und des Wunders, das Gott an ihm getan, würdiger, wenn er nun ins Leben zurückkehrte, arbeitete und dem großen Ganzen dienen und darin wirken würde. Wir stritten darüber, ob ein Mensch wohl das Recht habe, besonders noch in seinem seltsamen Fall, sich sein Leben zu gestalten nur für sich, für niemand sonst nütze. Er blieb stehen: „Zurück in die Welt soll ich? Nein, nie!" — Wir trennten uns, er zeigte mir deutlich, daß er nun nichts mehr zu sagen hätte — und ging. Ich sah ihm nach, wie die große Gestalt im Dämmern untertauchte. „Ob er wirklich sein Leben bis ans Ende so leben wird? Wird keine andere Sehnsucht in ihm erwachen?" — Aber am anderen Tag stand ich entschlossen mit einem Körbchen am Arm vor der Gartentür, zu der meine Gedanken alle diese Tage gezogen worden waren, immer wieder.

Ich klingelte, ein Knabe in Arbeitskleidern öffnete mir: „Ich möchte Beeren kaufen," sagte ich. Er führte mich in den Garten zu einem Mann, der in der Erde grub. Er sah auf, ließ die Schaufel zur Erde fallen und kam mir entgegen. Es war ein ziemlich kleiner, untersetzter, breitschulteriger Mann, der vor mir stand, er hatte nackte Füße, war nur mit einem Leinhemd und Hosen bekleidet, seine Ärmel waren emporgeschoben und ließen muskulöse Arme frei, denen man die starke Arbeit anmerkte. Sein graues, dichtes Haar war unter einem zerrissenen Strohhut mit einem weißen Bande zusammengehalten, sein Gesicht war gedrungen und breit. Seltsam waren die Augen, scharf grau mit einem hellen Schein, durchsichtig, obschon sie dunkel waren, unter hochgezogenen, schwarzen Brauen. Ich sagte, ich wolle Beeren kaufen, doch meine Stimme bebte etwas bei diesem Vorwande, den ich vorbrachte.

Er wandte sich dem Garten zu und nahm mein Körbchen: „Bitte, Sie sollen sie haben." Ich schritt neben ihm durch den rosengefüllten Garten, bedrückt im Herzen durch die kleine Unwahrheit, durch die ich mich eingeführt hatte. Nein, so ging es nicht weiter, ich blieb stehen und sah ihn entschlossen an: „Die Beeren waren nur ein Vorwand," sagte ich, „ich wollte Sie kennen lernen." Er nickte kurz und sagte nichts. Wir gingen seinem kleinen Hause zu, das grob aus Balken zusammengestellt, aber dicht mit glühend roten kleinen Rosen umrankt war. „Wollen Sie mein Harmonium hören, es ist sehr schön?" fragte er plötzlich. „Gern," sagte ich, und er führte mich die Stufen zu seiner Veranda empor. Ich stand in der Tür eines schmucklosen Zimmers, kein Bild, keine Decke, kein weiches Kissen waren darin zu sehen, ein kostbares Harmonium stand in einer Ecke; auch ein Bücherbord sah ich mit schön gebundenen

Büchern. Auf dem Harmonium lagen Noten, in denen er eifrig zu kramen begann.

Ich wandte mich um auf der Schwelle, auf der ich stand, und blickte hinaus. Ein Bild lag vor mir, so schön wie man es im Traum sieht. Das Häuschen lag oben am Rande des Gartens, der sich in Terrassen bis hinab zum See zog, unten lag der Lago Maggiore, blau, wie keines Nordländers Auge sich's träumt. Drüben am anderen Ufer türmten sich die Alpen, und das alles lag da im Schimmer einer Sonne so golden, wie ihn nur der Süden kennt. Und dieses Bild sah ich im Rahmen glühend roter Rosen, die wie Ströme von Purpur vom Dach, vom Türrahmen herabflossen. Da stand Herr Finck vor mir mit einem Blatt, auf dem Noten geschrieben waren, in der Hand.

„Dieses Lied habe ich gedichtet und komponiert," sagte er, „ich spiele es Ihnen vor, lesen Sie es nach." Es war eine Hymne, ein Lobgesang. Er saß an seinem Harmonium mit seinem zerrissenen Strohhut auf dem Kopf, und trat die Bälge mit seinen nackten, mit Erde beschmutzten Füßen. Brausend füllten die Töne das kleine Zimmer und zogen in den sonnbeschienenen Garten. Nun schloß er. „Bitte, spielen Sie es noch einmal," sagte ich, „jetzt werde ich es singen!"

Und ich stellte mich in die Tür, mitten unter die roten Rosen und mein Singen klang über den Garten hin, bis zu den blauen Fluten des Sees. Wahrlich ein Konzertsaal, wie ich noch keinen im Leben gesehen! Ich hatte geendet, er war aufgesprungen und stand vor mir. Er nahm meine beiden Hände in seine dunklen Arbeitsfäuste: „Wir müssen Freunde sein," sagte er einfach, „mein Haus, mein Garten mit allem, was darin wächst und blüht, sollen Ihnen sein, als hätten Sie ein Recht darauf. An jedem Tage, zu jeder

Stunde sollen Sie herein kommen, darin sitzen, lesen, arbeiten, alles pflücken was Sie möchten — wollen Sie?" Ich sagte freudig „ja" und wir schüttelten uns die Hände.

Ein junger Mann mit Malgeräten ging am Hause vorbei, er grüßte, sein Gesicht war fromm und still. „Ein junger Maler, den ich aufgenommen habe," sagte Herr Finck, „er lebt ganz still in meinem Garten und malt!" „Hat er Talent?" fragte ich. „Das kann ich noch nicht wissen," sagte er eifrig, „aber wenn er gern malt, warum soll er es nicht tun?" Er sah mich ganz kampfbereit an. Ich lachte: „Natürlich soll er es tun, wenn er es darf!"

Ein Knabe brachte mein Körbchen mit Beeren. Herr Finck weigerte sich, Geld zu nehmen, ich bestand darauf, da wurde er ganz betrübt, da nahm ich das Körbchen und ging: „Von jetzt an pflücken Sie sich alles selbst," rief er mir nach.

Was war er? Seine Sprache war die eines Hochgebildeten, sein Äußeres das eines verwahrlosten Arbeitsmannes.

Was war er? Warum war er hier?

Bald ging ich wieder hin. Er zeigte mir seinen Garten, sein Haus, das er mit der ganzen Einrichtung selbst gebaut. Wir kamen auf religiöse Fragen, wir lasen die Bibel zusammen, er holte Bibelerklärungen, Luthardts Apologie und Tholuk von seinem Bücherbord, er zitierte Kingsley — da konnte ich die Frage nicht mehr zurückhalten: „Wer sind Sie?"

Er lächelte leise überlegen, dann erzählte er. Ich versuche, ihn selbst reden zu lassen. Soweit ich mich seiner Worte entsinnen kann: „Ich war Kunsthändler in Berlin, ich hatte einen bekannten Kunstsalon, Könige und Fürsten, Künstler und Gelehrte kamen zu mir. Besonders oft kam der damalige Kronprinz Friedrich. Er sagte einmal zu mir: „Finck, ich liebe mit Ihnen zu reden, Sie sagen was Sie

denken und lügen nicht." Ich hatte immer eine große Liebe zur Jugend, die ich gern vor den furchtbaren sittlichen Gefahren Berlins bewahren wollte. Ich lud oft junge Leute zu mir ein, zeigte ihnen meine Kunstsachen, machte Ausflüge und Fußtouren, badete und turnte mit ihnen, und versuchte ihnen auf jede Weise Geschmack für edle Freuden beizubringen. Da, es war im Sommer vor 1870, kehrte ich mit einer Menge junger Leute von solch einem Ausflug zurück. Der Wagen war voller Menschen, auch Fremde waren darunter, es erhoben sich leichtsinnige Reden unter den jungen Männern um mich, da sagte mir eine innere Stimme: „Steh auf, und zeuge für Gott, straf sie, die so leichtsinnig reden." Ich aber wollte nicht, denn ich fürchtete mich. Da sprach die Stimme so laut, daß ich wußte, es ist Gottes Stimme, und ein Entrinnen sei nicht möglich. Und diese Stimme gebot mir, sie zu strafen für ihre Reden und einen Krieg ums Jahr zu prophezeien, der furchtbares Leid über unser Vaterland bringen würde, wenn auch große und herrliche Siege. Und es riß mich empor und ich sagte die Worte, die Gott mir in den Mund gelegt hatte, erst zitternd, dann begeistert, als spräche ich nicht selber. Alles schwieg um mich, erschrocken und erschüttert, keine Stimme wurde gegen mich laut, der Herr erlaubte es ihnen nicht.

Von dieser Stunde an wußte ich, daß Gott mich zu seinem Werkzeug ausersehen hatte, und daß ich die Gabe besaß, in die Zukunft zu sehen. Ums Jahr, gerade um die Zeit, brach der Krieg mit Frankreich aus.

Nach dem Kriege lebte ich ganz für Gottes Sache und gerade die Jünglinge waren es, an deren Rettung in der großen Stadt ich meine ganze Seele hing. Ich habe nur für sie gelebt und ich hatte einen großen Kreis um mich versammelt.

Da, vor 7 Jahren war es, da kam Gottes Stimme wieder an mich heran: „Gib das alles auf, verlaß Berlin!" — Gott wies mich hierher." Er schwieg. „Und hier," fragte ich, „was tun Sie hier?" Ein Ausdruck tiefer Trauer überschattete sein Gesicht. „Ich arbeite in meinem Garten," sagte er kurz und abweisend. Er war seltsam. Wenn wir die Bibel zusammen lasen, so fiel es mir oft auf, ja es war mir direkt etwas unheimlich, wie er immer die Stellen, die von Dämonen handelten, bevorzugte. Er konnte die Bibel fast auswendig, und diese Stellen wußte er überall zu finden.

„Es gibt Dämonen," sagte er einmal leise und geheimnisvoll, „und ich habe mit ihnen gerungen, ich kenne sie." „Aber warum in diese unheimlichen Tiefen schauen," sagte ich, „wir wollen uns doch lieber an das Licht halten, das von Jesus strahlt."

Er wurde ganz erregt: „Aber die Dämonen sind doch da, wir müssen mit ihnen kämpfen und sie besiegen, wie Jesus es tat. Sie umgeben uns. Ich könnte Ihnen viel davon erzählen." Und er begann hastig in seiner Bibel zu blättern, um mir wieder derartige Stellen zu zeigen. „Bitte nicht," sagte ich sehr bestimmt. „Das ist ein Gebiet, vor dem mir graut. Ich glaube nicht, daß Jesus von uns verlangt, daß wir uns mit diesen Fragen beschäftigen. Für unsere Seligkeit sind sie bestimmt nicht notwendig." Das verstimmte ihn sichtbar; es war das einzige Mal, wo wir uns etwas uneinig trennten.

Nun war meine Zeit in Locarno zu Ende, ich kam hin, um Abschied zu nehmen. „Wenn Sie wiederkommen, so wohnen Sie bei mir," sagte er warm, „nicht bei dem schlechten Manne, bei dem Sie jetzt leben. Sie brauchen sich nicht anzumelden, Sie sind da und finden jederzeit Platz, wenn" — er machte eine Pause — „wenn ich noch da bin!"

„Sie wollen fort!" rief ich überrascht, und mein Blick flog über das Paradies, in dem wir standen, bis hinüber zu den Alpen.

Er folgte mit den Augen meinen Blicken: „Ja, es ist schön hier," sagte er, „aber es ist überall schön, wo der Heiland bei uns ist!" Und dann ging sein Herz ihm auf und er erzählte weiter, wo er damals so abweisend seine Lebensgeschichte unterbrochen hatte:

„Es war Gottes Befehl an mich ergangen, alles in Berlin abzubrechen und hierher zu ziehen. Allem Luxus, allem Behagen sollte ich den Rücken kehren, ganz einfach und bedürfnislos sollte ich werden und mich immer tiefer und näher an Gott halten und Ihm leben, und nichts sollte mich mehr neben Ihm erfüllen.

Ich versammelte alle die jungen Leute um mich, denen ich mein Leben geopfert, denen ich gepredigt, die ich gelehrt und geführt hatte. Ich sagte ihnen von Gottes Ruf an meine Seele, und daß ich diesem Ruf gehorsam folgen wolle. Ich fühlte auch, daß ich genug gepredigt und gelehrt hätte, nun wolle ich Ernst machen und leben, was ich gelehrt. Ich bat sie, wie ich die Welt zu verlassen, und mit mir zu ziehen, zur Natur, zur Einfachheit zurückzukehren, in der Erde zu arbeiten im Schweiße ihres Angesichts, wie ich es tun wolle und alles zu meiden, was uns versuchen könne, sich zwischen Gott und uns zu stellen. Ich wollte für das Leben eines jeden sorgen, denn ich bin sehr reich, aber sie müßten leben, wie ich es tun wolle. Erst war alles stumm, dann brach eine große Begeisterung los. Sie umgaben mich, sie drückten mir die Hände, ich solle nur vorangehen, sie würden mir alle folgen."

Er schwieg, sein Gesicht war voll tiefer Trauer, die mich erschütterte.

Er sah unverwandt in die untergehende Sonne, dann wandte er sich langsam zu mir, die Schatten der Trauer waren noch nicht aus seinem Gesicht gewichen, er sah mich an: „Wissen Sie, wieviel kamen?" „Vielleicht fünf!" sagte ich. „Keiner," sagte er leise, „nicht einer, und ich warte jetzt schon sieben Jahre und weiß noch immer nicht sicher, warum Gott mich hierher gesandt hat!" Wir schwiegen beide, er hatte seine Augen wieder zur Sonne gewandt, in deren Strahlen er unverwandt blickte, er bewegte leise die Lippen, er hatte mich wohl vergessen, ich glaube, er betete.

Dann wandte er sich zu mir, sein Blick strahlte, er sprach wieder mit seiner leisen, geheimnisvollen Stimme: „Aber jetzt werde ich nicht lange mehr warten, ich weiß, Gott wird mir bald erlauben, von hier fortzugehen, wohin, weiß ich noch nicht. Aber Er weiß es!" —

Wir gaben uns die Hände: „Gott segne Sie!" sagte er. „Auf Wiedersehen!" sagte ich. Er hat mich nie gefragt, wer ich sei, woher ich käme, ich war ein Mensch mit einer Seele, die nach Gott fragte, das war ihm genug.

An der kleinen rosenüberhangenen Pforte wandte ich mich noch einmal nach ihm um. Er war schon wieder emsig bei der Arbeit, ich sah die verwahrloste Gestalt mit dem zerrissenen Strohhut eifrig Pfähle einschlagen, ich überschaute noch einmal den ganzen paradiesisch schönen Ort — dann schloß sich die Pforte für immer hinter mir. —

Ich ging gesenkten Hauptes meinen Weg. Tränen verdunkelten meinen Blick. Warum weinte ich? Weinte ich um den einsamen alternden Mann, der nun sieben Jahre vergebens gewartet hatte, daß seine Lebensarbeit an jungen Menschenseelen die Früchte trug, die er wollte?

Weinte ich, weil so viel Liebe, so viel großes Wollen auf

eine falsche Bahn geleitet war und nun brach lag, wo keiner danach fragte?

Ich weiß es nicht, aber eins glaube ich fest, daß für ihn das Wort in der Bibel gelten wird: „Ei du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenigem getreu gewesen, ich will dich über viel setzen."

Er ist seinem Herrn gefolgt, mit ganzer Treue, mit Einsetzung seines ganzen Lebens, so gut er es verstand.

War der Weg falsch? War er recht? Wer kann das sagen! Daß er aber enden wird, da wo alles Irren und Suchen ein Ende hat, in Gottes Klarheit, das weiß ich.

13.

Die Kellnerin.

Es war eine kleine Station im Harz, wo ich eine Stunde auf meinen Zug warten mußte, der mich nach Sieber bringen sollte.

Der Bahnsteig lag einsam da im Schein der Mittagsonne. Ich schlenderte langsam umher und fand, daß eine Stunde auf einer Eisenbahnstation besonders lang sei.

Um die Zeit hinzubringen, trat ich an ein kleines Glashäuschen auf dem Bahnsteig, wo man Kaffee und Butterbrote haben konnte. Als ich in der Tür stand, sah ich, daß die Kellnerin schon alles weggestellt hatte. „Kann ich noch eine Tasse Kaffee haben?" fragte ich, „oder macht es Ihnen zu viel Mühe?" Sie sah erstaunt zu mir hin, mit einem müden, gleichgültigen Gesicht. „Mühe?" sagte sie gedehnt, „Nein, Sie können noch alles haben." Sie räumte mir ein Plätzchen am Tisch ein, ich setzte mich und bekam bald meinen Kaffee. Sie setzte sich mir gegenüber mit einer Häkelarbeit.

Ich beobachtete sie, während ich trank. Ein farbloses Gesicht unter hochfrisiertem, fahlblondem Haar mit dem Ausdruck der Abgespanntheit und Gleichgültigkeit, den die meisten Gesichter von Kellnern und Kellnerinnen auf den Bahnstationen haben, und der sie mir immer so bedauerlich erscheinen läßt, daß mir ihr Anblick oft die Reisefreude stört.

Neben ihr lag ein Buch, in dem sie gelesen zu haben schien. Ich fragte, ob ich es besehen dürfte. Etwas widerwillig reichte sie es mir, der Titel hieß: „Die Hochzeit der Gräfin in der Verbrecherhöhle." Ich legte das Buch wieder neben sie hin und fragte freundlich: „Lesen Sie dieses Buch?" Sie errötete bis unter ihr fahles, gebranntes Haar.

„Ja," sagte sie verlegen. „Gehört es Ihnen?" „Ach nein, der Kellner aus dem Restaurant drüben gab es mir! Ich habe keine Bücher sonst, und es ist so langweilig, hier den ganzen Tag allein zu sitzen."

„Aber können Sie denn keine guten Bücher haben?" fragte ich. „Sie haben doch eine Seele und die braucht Nahrung zum Leben. Bei solchen Büchern kommt die Seele um."

„Ja, wo soll ich gute Bücher herbekommen," sagte sie, „kaufen kann ich sie mir nicht, dazu habe ich kein Geld."

„Würden Sie sie lesen, wenn ich Ihnen welche schicke?" fragte ich. Sie sah mich ganz sprachlos an. „Gewiß würde ich sie lesen," sagte sie dann, aber es klang keine Freude aus ihrer Stimme. Ich schrieb mir ihren Namen und ihre Adresse auf, grüßte und ging fort.

Auf meiner Durchreise durch Berlin ließ ich mir in einem Bücherladen einen ganzen Packen guter Bücher zusammenstellen. Ich schrieb ihr einige Worte dazu und meinen Namen und meine Adresse.

Nach einigen Wochen erhielt ich eine Karte, auf der mit haardünner Schrift folgendes geschrieben stand:

„Gnädige Dame, ich habe Ihre Bücher erhalten und lese sie. Nie werde ich Sie vergessen, Sie haben sich um meine Seele gekümmert." Darunter stand ihr Name.

Mir fiel ein kleines Gedicht ein, das ich vor Jahren las, ich kenne den Dichter nicht:

Es war nur ein ſonniges Lächeln,
Es war nur ein freundliches Wort,
Doch ſcheuchte es laſtende Sorgen
Und ſchwere Gedanken fort.

Es war nur ein warmes Grüßen,
Der tröſtende Druck einer Hand,
Doch ſchien's wie die leuchtende Brücke,
Die Himmel und Erde verband.

Ein Lächeln kann Schmerzen lindern,
Ein Wort kann von Sorgen befrein,
Ein Händedruck Sünde verhindern,
Und Liebe und Hoffnung erneun.

Es koſtet dich wenig, zu geben
Blick, Lächeln und helfende Hand,
Doch arm und kalt iſt dein Leben,
Wenn keiner dein Lieben empfand.

Inhalt:

1. Meine Mutter 5
2. Der alte Doktor 28
3. Ein Doktor in Livland 38
4. Der Doktor des Sanatoriums 50
5. Tante Fritzchen 59
6. Elschen 76
7. Die Flickerin 92
8. Die alte Jule 98
9. Bruder Girolamo 109
10. Der Herr Kaplan 116
11. Herr Wilhelm 129
12. Herr Finck 145
13. Die Kellnerin 156

Verlag von Eugen Salzer in Heilbronn

Mein Onkel Hermann

Erinnerungen an Alt-Estland

von

Monika Hunnius

Mit Geleitwort von Hermann Hesse

Zweite Auflage (4.—6. Tausend)

Mk. 8.—, gebunden Mk. 16.—

Propyläen: „Wer etwas Gesundes aus dem Bereich der Erzählungskunst lesen will, kaufe sich dies Büchlein. Es ist die Lebensgeschichte der Großeltern Hermann Hesses, das Schicksal schlichtfrommer Christen, die aufrecht durch alle Kämpfe des Lebens hindurchschreiten."

Revaler Bote: „Wir wünschen dem Buche die große Lesergemeinde, die es verdient, damit auch das Ausland erfahre, was einst das Geheimnis unserer Kraft gewesen und wo die letzten unzerstörbaren Wurzeln unseres sozialen Daseins lagen: im alten, deutschbaltischen, protestantischen Hause, einem der Grundpfeiler unserer Kultur und geistigen Existenz."

Monika Hunnius

Bilder aus der Zeit der Bolschewikenherrschaft in Riga

vom 3. Januar bis 22. Mai 1919

5.—8. Tausend

Mk. 2.50

Märtyrer nicht nur einst im alten Rom, sondern in unserer Zeit! Ein erschütterndes Büchlein und doch trotz aller Schrecken ein Lied sieghaften Glaubens. Unsere Jugend soll es kennen, auch zum Verteilen sei es warm empfohlen.